

Der Club

- Protokoll einer unfreiwilligen Mitgliedschaft -



Diese Geschichte schreibe ich

für Melli, meine Lebens- und Leidensgefährtin.

für Mutter und meine Schwester Andrea.

für alte Freunde und Bekannte.

und für mich.

Als hätte das alles irgendeinen Sinn.



Ouvertüre

Hallo! Ich bin Guido. Seit Kurzem bin ich Mitglied im Club. Es ist der Club der Totgeweihten. Ich nenne ihn den Club der lebenden Toten. Klingt ein wenig zombiehaft. Ist es auch. Allerdings jetzt nicht im engeren Sinne. Ich torkle nicht mit ausgerecktem Unterkiefer, blutverschmierten Kleidungsstücken und ausgestreckten Armen grunzend durch die Fußgängerzone und falle Leute an. Das nicht. Die Sache ist etwas ... subtiler.

Zur Erklärung: mein Club ist kein wirklich cooler Club. Also keiner, vor dem du Schlange stehst, weil du unbedingt rein möchtest. Genau genommen geht da niemand freiwillig rein. Rein kommst du aber von ganz allein. Ungefragt. Und bist du erst einmal drin, kommst du so leicht nicht mehr raus. Immerhin ist die Mitgliedschaft umsonst. Der Preis für den Austritt ist allerdings nicht ganz billig: du bezahlst mit deinem Leben.

Wie die meisten Mitglieder habe auch ich meine Eintrittskarte von einem Arzt bekommen. Selbst Schuld. Warum bin ich überhaupt hingegangen?

Ach ja, ich hatte da so ein blödes Bauchgefühl ...

Aber der Reihe nach. Wie es sich für ein Protokoll gehört. Los geht's:



Freitag, 19. April 2024 - Tag null der Mitgliedschaft

Habe die Nacht kaum geschlafen. Kein Wunder. Seit gestern trage ich eine böse Vorahnung mit mir rum. Gestern nach der Arbeit war ich bei der Ultraschall-Untersuchung, um mich auf Gallensteine untersuchen zu lassen. Das Ergebnis war eine gute und eine schlechte Nachricht. Die gute: ich habe keine Gallensteine! Die schlechte: ich soll heute nochmal wiederkommen, für eine Computertomographie. Auf solche Termine müssen Normalsterbliche, also gesetzlich Krankenversicherte wie ich, in der Regel Wochen warten. Ich aber kriege den Termin von heute auf morgen. Sollte mir das Sorgen machen?

Willkommen im Club

Dabei dachte ich schon, ich hätte diese Art von Sorgen hinter mir gelassen, nachdem meine Magenspiegelung vor einer Woche ohne Befund war. Am Montag war ich sogar richtig euphorisch, als ich nach etwas Recherche im Internet endlich zu wissen glaubte, was hinter dieser verflixten Magengeschichte steckt: Gallensteine! Was sonst?! Passt haargenau zu meinen Symptomen. Und die gehen entweder von alleine weg oder die Gallenblase wird -schwupp die wupp - rausoperiert. Fertig.

Aber nix Gallensteine. Stattdessen noch ´n Termin. Heute. Zuerst CT und jetzt die Besprechung. Da geht´s auch schon los: „Herr Feldmann bitte!“. Ich stehe auf und gehe hinein. „Und, wie geht es Ihnen?“ „Prima, danke.“ „Nehmen Sie Platz.“ Die Ärztin kommt schnell zur Sache. Es fallen Worte wie Karzinom, weit fortgeschritten und nicht operierbar. Nüchtern. Sachlich. Fatal.

Ich verliere den Boden unter den Füßen.

Es sieht übel aus. Richtig übel. Das Gespräch hat keine zehn Minuten gedauert. Ich verlasse die Klinik, gehe auf die Straße. Ich kann es nicht fassen.

Ich werde sterben.

Ich werde sterben.

Ich werde sterben.

Wie ein Zombie taumle ich zwischen den Leuten. Der Abgrund. Wie aus dem nichts. Er klafft mitten in mir. Bodenlos. Schwarz. Endgültig. Ich falle.

Die Fahrt nach Hause: Schock. Gedankenchaos. Panik.

Zu Hause. Es ist Mittag. Melli ist arbeiten. Kätzchen will schmusen. Was soll nun werden? Was soll ich tun? Verzweifelt suche ich nach etwas, woran ich mich festhalten kann. Aber da ist nichts. Nur Abgrund. Bodenlose Angst. Ich beginne, eine Liste zu machen. Mit Sachen, die ab jetzt anstehen: Termin beim Onkologen, palliative Begleitung, Feuerbestattung, Testament, Regelung der Finanzen, Kontoauflösung, Abwicklung laufender Verträge, Abschiedsbriefe ...

Eine makabere To-Do-Liste. Aber es ist Ablenkung. Beschäftigung, ein Stück Kontrolle. Alles ist besser als Nichtstun. Nichtstun ist freier Fall in den Abgrund. In die bodenlose Angst. Trotzdem Panikattacken, Verzweiflung, der überwältigende Wunsch zu Heulen.

Ich muss mich beschäftigen. Anders geht´s nicht. Am Nachmittag gehe ich zur Arbeit bei der S-Bahn. Ich fahre Züge hin und her. Die Angst fährt mit. In mir bricht die Welt zusammen. Um mich herum geht alles seinen gewöhnlichen Gang. Unfassbar. Ich spule die Arbeitsroutine ab. Ich werde sterben und fahre Züge durch die Gegend. Das gibt´s doch nicht.

Feierabend. Ich will nach Hause. Aber da ist noch diese Veranstaltung: Leon Windscheid. „Gute Gefühle“. Kein Witz. Es ist ein Weihnachtsgeschenk von meiner Schwester. Eigentlich eine tolle Sache. Aber nicht heute. Melli kommt nicht mit. Ich habe sie erst gestern daran erinnert. Da hatte sie den heutigen Abend aber schon verplant. Ich will auch nicht hin. Ich will nur nach Hause. Heulen und heulen



und Melli alles erzählen. Aber ich weiß, das ist ´ne Scheißidee. Und ich muss meiner Schwester nachher erzählen können, wie die Show war. Sonst ist sie enttäuscht. Und fragt, warum ich nicht da war. Dafür gäbe es keinen guten Grund. Außer der Wahrheit. Aber die kann man keinem erzählen. Also geh´ ich hin.

Tausend gut gelaunte Leute vorm Zelt. Ich, mittendrin, fühl´ mich wie ein Zombie. Drinnen plaudern die Sitznachbarn, lachen, machen Selfies. Ich, mittendrin, fühl´ mich wie ein Zombie. Die Show geht los. Alle jubeln und klatschen. Ich, mittendrin, fühl´ mich wie ein Zombie.

Die Show beginnt. Auf einer Leinwand werden lustige YouTube-Clips gezeigt. Die Leute lachen. Dann kommt Leon Windscheid auf die Bühne. Alle jubeln. Er sucht den Kontakt zum Publikum. Fragt einen Zuschauer: „Warum sind Sie heute gekommen?“ Scheiße. Ich sitze in der ersten Reihe. Wenn er mich fragt, könnte ich für nichts garantieren. „Ach, ich hatte eigentlich überhaupt keine Lust zu kommen“, würde ich vielleicht sagen. „Ich habe heute erfahren, dass ich Krebs habe.“ Das wäre wohl für uns beide der Supergau.

Ich versuche mich auf die Show zu konzentrieren. In der Pause gehe ich aufs Klo und nehme ich die Schmerztabletten, die mir meine Hausärztin vor ein paar Tagen verschrieben hat. Ich will nicht zurück in die erste Reihe, wieder sitzen. Lieber stehe ich am Ausgang, hinter den letzten Sitzreihen. Aber die Saal-Security lässt das nicht zu. Entweder Sitzplatz oder raus. Ich gehe. Bin eh nicht in Stimmung.

Ich fahre mit der S-Bahn nach Hause. Der Gefühlscocktail ist unverändert stabil: bodenlose Angst, Verzweiflung, der Wunsch zu Heulen.

Kätzchen und Melli sind schon im Bett. Gut. Beruhigende Alltagsroutine. Illusion von Geborgenheit. Lege mich hin. Gedankenchaos. Aller Erwartung zum Trotz schlafe ich irgendwann ein.

Samstag, 20. April - Tag eins der Mitgliedschaft

Hab´ nur kurz geschlafen. Liege wach. Der Angst ausgeliefert. Mache mir Gedanken über mögliche Arten, dem Unvermeidlichen zuvorzukommen. Mein Favorit: Dignitas - ein Verein für Sterbehilfe in der Schweiz. Sanfter Tod durch Einnahme von Medikamenten. Habe gestern im Zug die Infobroschüre gelesen. 12.000 Euro wollen sie dafür haben. Wenn das nicht gemeinnützig ist. Aber was soll´s. Allerdings müssten die Ärzte mitspielen. Und ich noch mindestens drei Monate leben. Das ist in dem Verein scheinbar die Minimalfrist. Aber wer hat schon so viel Zeit?

Ich stehe auf. Melli geht zum Flohmarkt. Ich mache meine Fitnessübungen. Alltagsroutine. Ablenkung. Die Klimmzüge gehen ganz leicht. Ich schaffe mehr denn je! Unglaublich! Die Erklärung lässt nicht lange auf sich warten: die Waage zeigt nur siebenundsechzig Kilo! Drei weniger als sonst! So wenig wie noch nie! Wow. Das ist nicht gut. Ich nehme ab. Ohne es zu wollen. Irgendetwas scheint mir auf den Magen geschlagen zu sein. Haha.

Hänge rum. Mache mir Gedanken: Ich will nicht dahinsiechen, mir selber beim Sterben zuschauen. Wenn ich beginne abzubauen, will ich lieber schnell und schmerzlos aussteigen. Wenn die Zeit für Sterbehilfe nicht reicht, muss ich mich selbst darum kümmern. Also google ich: Was passiert mit den Überresten von Selbstmördern? Die werden offenbar von der Staatsanwaltschaft beschlagnahmt und untersucht. Und natürlich werden die Angehörigen informiert. Das sind für die Polizei wohl Andrea und Mutter. Ich mal´s mir aus: „Guten Tag. Hier ist die Staatsanwaltschaft München. Sind Sie Frau Feldmann? - Frau Feldmann, Ihr Sohn Guido hat sich das Leben genommen... .“ Mutter würde der Schlag treffen. Zusammenbrechen. Vielleicht nie wieder auf die Beine kommen. Das geht nicht. Ich müsste irgendwie dafür Sorgen, dass Melli das regelt. Ihr kann ich die Geschichte eh nicht ewig verheimlichen. Ich lese, dass die Überreste nach ein paar Tagen freigegeben werden. Dann könnte Melli mich „überführen“. Direkt ins Krematorium. Verbrennen. Urne. Fertig.

Am Nachmittag verfasse ich schon mal ein paar letzte Grüße für Bekannte. Keine Ahnung, wie viel Zeit mir später noch dazu bleibt. Wenn´s soweit ist, soll Melli die Umschläge einfach einwerfen. Aber so ein



letzter Gruß will gut formuliert sein. Auf der einen Seite nicht zu pathetisch. Auf der anderen nicht zu jovial. Knifflige Angelegenheit. Mir fehlt die Übung. Aber es ist Beschäftigung. Ablenkung. In den „Inspirationspausen“ lege ich mich aufs Sofa und schaue Melli beim Nähen zu. Der Kamin brennt. Heile Welt. Schön.

Sonntag, 21. April - Tag zwei der Mitgliedschaft

Wieder wache ich mitten in der Nacht auf. Das ist der schlimmste Moment. Schiere, schwarze Angst. Die Gedanken versuchen verzweifelt, die Kontrolle zu gewinnen. Wieder gehe ich die Varianten eines selbstgewählten, möglichst sanften Dahinscheidens durch. Aber ich komme zu keinem Ergebnis, mit dem ich leben könnte. Beziehungsweise sterben. Ich merke, dass mir für Selbstmord der Mut fehlt. Und wenn es schief geht? Alles sehr, sehr schaurig.

Wachschlaf. Gang zur Toilette. Früh morgens kommt das Kätzchen vorbei und will fressen. Ich gebe ihr was. Gehe wieder ins Bett. Mellis schläft. Ihre Hand liegt auf meiner Seite. Gerne würde ich sie einfach nehmen. Aber das habe ich noch nie gemacht. Wahrscheinlich würde sie aufwachen und fragen, was los ist.

Genug rumgelegen. Ich stehe auf. Zuerst die Fitnessübungen. Sonst habe ich sie immer gehasst. Jetzt mach ich sie fast gern. Liegt daran, dass die Klimmzüge einfacher gehen als sonst. Die Waage sagt achtundsechzig. Besser als gestern. Gehe laufen und Seilchen springen. Klappt einwandfrei. Der Tod wird über meine Fitness staunen, mit dem Kopf schütteln und mich fragen: „Sag mal, Kollege, du hast doch auch nicht mehr alle Latten am Zaun, was?“

Nebenberuflich unterrichte ich hier und da Deutsch. Heute Morgen habe ich einen Privatunterricht via Zoom. Eigentlich habe ich keine Lust. Überlege abzusagen. Aber habe ich etwas Besseres zu tun? Ich sage nicht ab. Die richtige Entscheidung, wie sich herausstellt. Normalität und Routine helfen am besten gegen Angst und Verzweiflung.

Abends begleite ich Melli auf einen ihrer Spaziergänge. Zum ersten Mal überhaupt. Fand ich sonst immer sterbenslangweilig. Sie fragt sich sicherlich, was mit mir los ist.

Später bleibe ich so lang wie möglich vorm Fernseher sitzen. Bloß nicht zu früh ins Bett gehen. Bloß kein Kopfkino. Bloß nicht wieder Horrorfilm in Endlosschleife.

Montag, 22. April - Tag drei der Mitgliedschaft

Wieder wach. Die Angst braucht wenig Schlaf.

Frühschicht. Für heute hat mir die Ärztin einen Termin bei einem Onkologen in Aussicht gestellt. Dazu fällt mir ein Witz ein:

Neulich auf dem Spielplatz. Sagt das eine Kind zum anderen: Mein Vater ist Verätiner. Das ist ein Arzt für Tiere. Sagt das andere Kind: Meine Mutter auch. Sie ist Olonkogin. Sie kümmert sich um kranke Krebse.

Witzig! Für das Gespräch beim Krebsarzt habe ich mir Fragen vorbereitet. Die sind nicht ganz so witzig. Ich packe sie ein.

In den Arbeitspausen recherchiere ich Themen von meiner skurrilen To-Do-Liste. Ich könnte sie passenderweise auch Tod-oh!-Liste nennen: gesetzliche Erbfolge, Schenkungs- und Erb-Freibeträge, Kohlendioxidvergiftung ...



Der Strohalm

Am Vormittag ruft die Ärztin an. Statt eines Termins beim Krebsarzt hat sie für mich einen Termin bei einem Krebschirurgen gemacht. In zehn Tagen. Für ein OP-Vorgespräch.

Ich versteh nicht ganz. OP-Vorgespräch?

Ja. Entgegen ihrer ersten Einschätzung ist der Tumor möglicherweise doch noch operierbar! Nur langsam sickert die Information ein. Heißt das etwa ... Das würde ja bedeuten... Gibt es etwa noch einen Funken Hoffnung?!

Es ist der berühmt-berüchtigte Strohalm. Eine vage, absurde Aussicht darauf, dem Unvermeidlichen noch entgehen zu können. Aber nee, Leute, nicht mit mir. Darauf falle ich nicht rein. So einfach mache ich es mir nicht. Das ist der Käse, mit dem die Maus in die Falle gelockt wird. Das rieche ich doch von Weitem. Außerdem waren die letzten Tage zu sehr Horror, als dass durch eine kurze Nachricht einfach alles wieder gut werden könnte. Meinem innersten Ich aber ist meine Skepsis schnurz. Längst hält sich mein Unterbewusstsein mit absurder Zuversicht verzweifelt an diesem Strohalm fest. Kein Gedanke daran, dass es vielleicht schon zu spät ist. Kein Gedanke an die Risiken so einer Hammer-Operation. Kein Gedanke daran, dass ich vielleicht nie wieder der Alte sein werde. Kein Gedanke daran, wie es bei meinem Vater ausgegangen ist.

Nach der Arbeit schaue ich trotzdem bei der städtischen Bestattung vorbei. Der ältere Herr am Empfang scheint sich über meinen Besuch zu freuen und gibt mir bereitwillig Auskunft. Ein bemerkenswerter Typ: er verkauft Bestattungen so jovial wie ein Autohändler Gebrauchtwagen. Er informiert mich, dass in Deutschland - mit Ausnahme von Seebestattungen - „Friedhofspflicht“ herrscht. Das heißt - letzter Wille hin oder her - meine Überreste landen immer auf dem Friedhof. Egal ob in Sarg oder Urne. Aber was zur Hölle soll ich auf 'nem Friedhof? Das ist überhaupt nicht meine Welt. Erst kürzlich sind Melli und ich bei einer Radtour über einen Waldfriedhof gefahren. Deprimierend. Da möchte ich nicht tot überm Zaun hängen!

Auch wusste ich nicht, wie viele verschiedene Bestattungsformen es gibt. Mein Favorit ist die „anonyme Bestattung“. Dort wird die Urne irgendwo auf einer Freifläche des Friedhofs vergraben. Ohne Angehörige und ohne Bekanntgabe des genauen Beisetzungsorts und -termins. Das klingt gut. Beerdigungen sind meist wenig unterhaltsam. Damit muss man die Leute nicht langweilen.

Dienstag, 23. April - Tag vier der Mitgliedschaft

Ich habe ziemlich gut geschlafen! Ohne Angstattacken. Das kommt wohl von den kleinen, blauen Pillen, die die Ärztin mir gestern verschrieben hat: Tavor. Das reimt sich auf „pavor“, was Spanisch ist und soviel bedeutet wie Entsetzten, Grauen. Aber die Pillen bewirken das Gegenteil. Was der Wechsel eines einzigen Buchstabens ausmacht! Oft sind es eben die kleinen Dinge, die einen großen Unterschied machen.

Quality Time

Ein weiterer Tag beginnt. Früh. Mit Arbeit. Ich fühle mich gut und gesund. Kein Rumoren im Bauch. Keine Schmerzen. Novalgin heißt das andere Zaubermittel. Nehme ich schon seit zwei Wochen. Gegen die Schmerzen. Ein Geschenk der Götter!

Ich bin auf der Arbeit und fahre Züge hin und her. Das ist alles andere als eine intellektuelle Herausforderung. Anfangs hat mich die Stumpfsinnigkeit der Tätigkeit runtergezogen. Mittlerweile weiß ich besser damit umzugehen: beim Fahren höre Podcasts. Ist natürlich verboten. Aber die Alternative wäre geistige Degeneration. Jetzt habe ich jedoch für Podcasts keine Zeit mehr. Stattdessen



gehen mir tausend Dinge durch den Kopf, die es zu erledigen gibt: Geburtstagsbesuch bei Mutter in sechs Tagen - natürlich, ohne ihr von den jüngsten Neuigkeiten zu erzählen -, Kontoauflösung. Testament. Bestattungsvertrag, Vertragsummeldungen und -abmeldungen. Und so weiter, und so weiter ... Sterben stresst.

Zu Hause versuche ich, meine Sachen auf die Reihe zu kriegen: ich bereite Fragen für das Gespräch mit dem Chirurgen kommende Woche vor und suche die nötigen Unterlagen raus. Unter anderem den Untersuchungsbericht von der Computertomographie, den ich gestern bekommen habe. Ich schau ihn mir an. Meine Fresse! Hätte ich besser nicht tun sollen:

Neben dem unvermeidlichen Medizinerlatein lese ich Sachen wie Tumormanifestation in Form von unscharf begrenzter hypodenser Struktur mit einem Durchmesser von mindestens 43 mal 25 mm, zwei Lungenherde, vergrößerte Lymphknoten, einhundertachtzig Grad Ummauerung der Vena Mesenterica, mögliche Infiltration der Arteria Mesenterica und Aorta, Pankreaskopfkarcinom usw.

Dann ist ja alles klar: wenn ich nicht am Tumor krepriere, dann an der Operation.

Um sechs habe ich ein Gespräch mit der Beraterin von meiner Bank vereinbart. Unter einem Vorwand gehe ich ins Gartenhäuschen, damit Melli nichts mitkriegt. Die Kontoauflösung im Sterbefall scheint simpel: alles, was es braucht ist eine Sterbeurkunde und eine Vollmacht. Für beides kann ich sorgen.

Meine Vision vom Leben im Alter war immer ein kleines Häuschen irgendwo auf dem Land. Würde ich meiner Sachbearbeiterin der Rentenversicherung davon erzählen, würde sie wahrscheinlich herzlich lachen, mit dem Kopf schütteln und sagen: „Nein, Herr Feldmann, das können Sie vergessen. Ihr Rentenanspruch reicht noch nicht einmal für ein schäbiges Ein-Zimmer-Apartment im Sozialbau irgendwo in Sachsen-Anhalt.“ Um diesem Schicksal vorzubeugen, spare ich. Seit Langem. Monat für Monat und Jahr für Jahr. Und dafür schien alles Ersparte nie genug.

Jetzt plötzlich ist mein Erspartes viel zu viel! Nicht als Altersvorsorge, sondern als Erbmasse. Zumindest, wenn ich nicht möchte, dass das Finanzamt säckeweise Erbschafts- und Schenkungssteuer einkassiert. Denn die Freibeträge für Geschwister, unverheiratete Partner oder Freunde sind lächerlich gering. Die Steuern dafür aber sehr hoch. In diesem Zusammenhang lese ich, dass trotz gigantischer Summen, die in Deutschland vererbt werden, nur ungefähr zweieinhalb Prozent beim Fiskus landen. Wenn ich Melli als Haupterin einsetze, würde das Finanzamt satte dreißig Prozent kassieren! Da würde ich mich im Grab umdrehen!

Ich male mir aus, wie das Finanzamt mir zur Beerdigung einen Kranz schickt, mit dem Spruch: „Zuviel Geld auf der hohen Kante - das Finanzamt sagt Danke!“ Oder: „Zurecht ist er tot - so ein Idiot.“ Mir wird klar: das Geld muss runter vom Konto. Zumindest ein großer Teil. Als Bargeld kann ich es verschenken, ohne dass das Finanzamt etwas davon mitbekommt. Jedoch können die Beschenkten es nicht einfach auf ihr Konto einzahlen. Das Finanzamt und die Bank würden Fragen stellen. Was sollen die Beschenkten also damit machen? Es im Garten vergraben? Zumal weder Melli noch Andrea oder Mutter das Geld wirklich brauchen. Alle sind gut versorgt und zufrieden. Wohin also mit der ganzen Kohle? Eher sterbe ich, als es dem Finanzamt in den Rachen zu werfen. Moment, in dem Satz steckt ein fataler Logikfehler ...

Mittwoch, 24. April - Tag fünf der Mitgliedschaft

Meine neuen besten Freunde Novalgin und Tavor wachen über meinen Schlaf. Ausgeruht stehe ich auf. Fühle mich gut. Nur die Waage weist diskret darauf hin, dass hier etwas nicht in Ordnung sein könnte: bislang musste ich immer kämpfen, um nicht über einundsiebzig Kilo zu kommen. Jetzt kämpfe ich, dass ich nicht unter achtundsechzig falle.

Ich sitze wieder an meinem Tagebuch. Es hilft mir, das Unbegreifliche in Worte zu fassen und mit dem schier Unfassbaren auf irgendeine Weise umzugehen. Und ich hoffe, dass es Mutter, Andrea oder Melli später hilft, besser über meinen Tod hinwegzukommen. Auch wenn ich nicht verstehe, was daran so



schwer sein soll. Aber manche Leute sind halt ... - anders. Um die Lektüre zu erleichtern und zu vermeiden, dass es ein Tagebuch des Jammerns und Klagens wird, versuche ich, so pointiert wie möglich zu schreiben. Gar nicht so leicht, wenn man derart überschaubar mit schriftstellerischem Talent gesegnet ist wie ich.

Am Abend gehe ich auf meine erste Cash-Collect-Runde, Bargeld abheben. Am Automaten um die Ecke bekomme ich zweitausend Euro. Das sei das verfügbare Maximum, teilt das Gerät mir mit. Viel zu wenig, um mein Konto im Fall eines zeitnahen Worst-Case-Szenarios vor der Gier des Finanzamts zu schützen. Aber ich bin schlau. Ich gehe einfach zur nächsten Bank. An dem Automaten bekomme ich - nichts. Die Automaten sind offenbar schlauer. Wer hätte das gedacht?

Donnerstag, 25. April - Tag sechs der Mitgliedschaft

Wenn ich's nicht besser wüsste, würde ich sagen: alles wie immer. Nur vor der Waage bekomme ich langsam Angst. Es ist wieder viel zu wenig. Wie bei den Chipstüten von Funny Frisch: die Verpackung bleibt die Gleiche, aber der Inhalt wird heimlich weniger. Weswegen ich sie boykottiere. Die Chips natürlich. Nicht die Waage.

„Ich kann das Schweigen nicht mehr ertragen.“ Melli sitzt auf dem Sofa. Wie aus dem Nichts sagt sie das. Ich schaue sie an. Was ist denn jetzt los? Frage nach. Sie antwortet: „Irgendetwas stimmt nicht.“ „Wie kommst du denn darauf?“ „Das sagt mir meine Intuition.“ „Intuition - so'n Quatsch!“ „Wir müssen reden.“ „Worüber willst du denn reden?“ „Über deine Bauchschmerzen.“ „Du hast Rückenschmerzen. Ich habe Bauchschmerzen. Kein Drama.“ beende ich die Diskussion. - Wie kommt sie nur plötzlich darauf?

Es ist Abend. Ich habe die Taschen voller Geld. Viel Geld. Heute morgen habe ich per Online-Banking das Limit für Abhebungen am Automaten erhöht. Es funktioniert. Wenn ich wollte, könnte ich mir jetzt sofort einen neuen Kleinwagen im Autohaus aussuchen, bar bezahlen und davonfahren. Stattdessen fahre ich mit dem Fahrrad direkt nach Hause. Melli und das Kätzchen sitzen im Garten. Ich gehe ins Schlafzimmer, setze mich aufs Bett und lege den Geldhaufen auf die Decke, um ihn zu zählen und in kleine Bündel zu packen. Wenn Melli in diesem Augenblick reinkommen würde, müsste sie denken, dass ich ein Kleinkrimineller, Drogendealer oder Schutzgelderpresser wäre. Und natürlich kommt sie genau in diesem Augenblick die Treppe runter. In letzter Sekunde lasse ich das Geld unter der Bettdecke verschwinden. Als sie reinkommt, sitze ich auf der Bettkante und gucke scheel vor mich hin. Höchst verdächtig. Aber sie sagt nichts.

Im Briefkasten ist Post von der Bank. Es ist das Formular für die Kontovollmacht. Das ging schnell. Einfach ausfüllen, eine Kopie von Mellis Ausweis beilegen - irgendwo auf dem Computer habe ich noch eine gespeichert - zurückschicken, fertig. Melli ist bevollmächtigt, ohne dass sie es weiß. Für den Fall der Fälle. Aber leider ist es mal wieder nicht so einfach. Die Bank will eine Legitimation der bevollmächtigten Person. Und eine Unterschrift. Ich kann Melli also nicht bevollmächtigen, ohne sie einzuweihen. Na prima!

Freitag, 26. April - Tag sieben der Mitgliedschaft

Der Wecker klingelt. Frühschicht. Ich mache mich fertig. Die Waage zeigt achtundsechzig Komma etwas. Immerhin.

Ich fahre Züge hin und her. Unter anderem die S6 nach Ebersberg. Da habe ich Pause und gehe laufen. Die Sonne scheint. Die Luft ist frisch. Ich habe einen Ausblick auf die Alpen. Herrlich. In meinem Bauch nagt der Krebs, aber mir geht's prima!

Am Nachmittag habe ich wieder Unterricht. Es ist mein freitäglicher Konversationskurs mit zwei symphytischen Spanierinnen. Wegen der Osterferien und anderer Termenschwierigkeiten haben wir



uns seit mehreren Wochen nicht mehr gesehen. Die zwei Teilnehmerinnen erzählen davon, was sie in letzter Zeit alles erlebt haben. Dann bin ich an der Reihe: „Und, was gibt’s bei dir für Neuigkeiten?“ „Ich habe einen Tumor und werde wahrscheinlich bald sterben.“ Habe ich natürlich nicht gesagt.

Nicht mehr allein

„Ich war bei einer Psychologin.“ Wieder sitzt Melli auf dem Sofa. Wieder sagt sie das wie aus dem Nichts. „Warum?“ „Weil ich es nicht mehr ertragen kann.“ „Was kannst du nicht mehr ertragen?“ „Das Schweigen. Ich weiß, was los ist.“ „Woher weißt du das?“ „Ich habe eine Abschiedsnotiz auf deinem Computer gesehen. Und ich habe dein Medikament gegoogelt. Und ich habe den Ordner gesehen, den du im Schreibtisch versteckst.“ „Oh ...“ „Du hast Krebs.“ Melli weiß es. Wir reden. Endlich kann ich ihr alles erzählen. Trotz der Schreckensnachricht fällt ihr ein Stein vom Herzen. Mir auch. Offenbar hatte sie es schon seit ein paar Tagen gewusst. Oder zumindest vermutet. Und es in sich hineingefressen. Jetzt ist es raus. Das ist gut. Und wir versprechen uns: wir machen kein Drama daraus.

Samstag, 27. April - Tag acht der Mitgliedschaft

Wieder fahre ich Züge hin und her. Vielleicht zum letzten Mal. Die Einsatzplanerin hat mir für morgen frei gegeben. Mein nächster Arbeitstag wäre erst am Donnerstag. Allerdings ist das der Tag, an dem ich das Gespräch mit dem Chirurgen habe. Der mir sagen soll, ob noch etwas zu machen ist. Oder nicht. Ich sage der Wochenplanerin von der S-Bahn also, dass ich am Donnerstag nicht kann. Als Grund deute ich an, dass es etwas Ernstes ist. Sie drückt mir die Daumen. Hoffentlich nicht zu doll, denke ich. Ist ja nur ein Strohalm. Was bin ich doch für eine Drama-Queen.

Auf dem Weg nach Hause fahre ich wieder am Automaten vorbei. Erneut hebe ich eine große Summe ab. Zu Hause passt das Geld schon nicht mehr in die kleine Metallbox. Absurd - ich habe so viel Geld und mir fällt niemand ein, der es wirklich gebrauchen könnte.

Sonntag, 28. April bis Mittwoch, 1. Mai – Tag neun bis zwölf der Mitgliedschaft.

Mutter hat Geburtstag. Zum einundachtzigsten Mal. Der perfekte Anlass für einen Familienbesuch. Ist eigentlich nicht so mein Ding. Aber wer weiß, vielleicht ist es ja das letzte Mal, dass wir uns sehen. Ich mache mich also mit dem Zug auf den langen Weg Richtung Heimat. Eine Nacht bei meiner Schwester. Zwei bei Mutter.

Mutters Tag

Es ist nur eine kleine Geburtstagsrunde. Ist in dem Alter wohl unvermeidlich. Gebrechen, Krankheit und Tod dezimieren von Jahr zu Jahr die Zahl der Gäste von Verwandten und Freunden. Je älter man wird, desto dünner wird die Luft. Daher ist es oberstes Gebot im Alter, sich nicht unterkriegen zu lassen. Positiv bleiben. Wie meine Mutter zu sagen pflegt - zumindest, wenn sie gut aufgelegt ist: „Klag nicht, sondern sei froh und dankbar, denn es gibt noch viel Schlimmeres.“ Klar. Es gibt immer noch Schlimmeres. Diese Skala ist nach oben offen. Beziehungsweise nach unten. Eine weise Einstellung. Sollte ich mir besser auch aneignen. Ich verlasse die Kaffeerunde kurz, um mir neben exquisiten Kuchen und feinem Gebäck eine Extradosis Schmerzmittel zu gönnen.

Die Verpflegung bei Muttern ist wie immer allererste Sahne. Nicht nur beim Geburtstagskaffee. Ich esse wie die Raupe Nimmersatt: neben den üblichen, üppigen Mahlzeiten sind da jetzt noch die Reste vom Geburtstag. Mit großem Eifer kümmer ich mich darum. Noch vor wenigen Wochen hätte ich mir nach solch einer Fresserei neue Hosen kaufen müssen. So aber bringe ich am letzten Morgen zu Hause lediglich neunundsechzig Kilo auf die Waage. In alten Hosen. Immerhin.



Mutter bringt mich zum Bahnhof. Ich glaube, sie hat sich riesig über meinen Besuch gefreut. Man könnte sagen: mission accomplished - Auftrag erfüllt.

Am Nachmittag bin ich wieder zu Hause. Ich packe meine Sachen aus. Auf dem Kopfkissen finde ich einen Brief von Melli. Warum? Sie ist draußen im Garten und hat mich längst gesehen. Warum also schreibt sie mir einen Brief? Wir hatten doch abgemacht: kein Drama. Ich nehme den Brief mit aufs Klo um ihn in Ruhe zu lesen. Verstehe. Melli ist in Panik, dass ich aus dem Haus gehe und nicht mehr wiederkomme. Auf diese Weise haben sich bekanntlich schon viele Männer von ihren Frauen getrennt. Aber darum geht's Melli nicht. Sie hat Angst, dass ich mich umbringe.

Das Wetter ist prima! Wir machen eine Radtour zum See. Das Wasser ist Anfang Mai noch kalt. Ich komme nur bis zu den Knien rein. Andere aber schwimmen schon! Eine Unverschämtheit. Die Schmach kann ich nicht auf mir sitzen lassen. Ich bin doch kein Weichei! Ich gehe auch ganz rein. Es ist herrlich!

Später setzten wir uns in einen Biergarten. Ich sage Melli, dass sie sich keine Sorgen machen muss. Ich werde keinen Quatsch machen. Derart endgültige Fakten will ich bis auf Weiteres dem Schicksal überlassen. Will ich das wirklich? Nein. Andererseits bin ich für Selbstmord zu feige. Dass ich ein Feigling bin, sage ich Melli natürlich nicht.

Donnerstag, 2. Mai – Tag dreizehn der Mitgliedschaft.

Heute ist das Gespräch mit dem Chirurgen. Er wird mir sagen, ob eine Operation noch Sinn macht. Oder nicht. Der Termin ist um elf. Melli will mitkommen. Das Wetter ist schön, also fahren wir mit dem Rad. Das Klinikum ist riesig. Wir müssen erstmal den richtigen Eingang finden. Am Empfang drückt die Frau mir einen Lageplan in die Hand, mithilfe dessen wir die richtige Station finden sollen. Im Wartebereich angekommen, muss ich zunächst eine Nummer ziehen. Nach und nach füllen sich die Plätze mit Leuten. Alte Leute. Kranke Leute. Kaputte Leute. Was habe ich hier zu suchen? Gehöre ich etwa auch dazu?

Irgendwann werde ich aufgerufen. Melli fragt, ob sie mit reinkommen soll. Ich überlege kurz. Kommt darauf an, was die Ärzte mir mitzuteilen haben. Sicherheitshalber sage ich ihr, dass sie draußen warten soll.

Das Orakel (Teil I)

Die Ärztin, mit der ich spreche, ist noch jung. Wenn ich es richtig verstanden habe, ist sie Teil des Tumorboards. Das ist die Gruppe von Ärzten, die auf die eine oder andere Weise mit der Behandlung des Tumors zu tun haben. Also ein Chirurg, ein Onkologe und ein paar Assistenzärzte. Wie die Ärztin, die mir gegenüber sitzt. Sie erklärt mir den Behandlungsplan, welchen sie für meinen Fall ausgearbeitet haben. Der Plan enthält eine OP. Das heißt, die Ärzte schreiben mich noch nicht ab. Puh! Das ist wohl eine gute Nachricht. Aber sie erklärt mir auch: Pankreaskrebs - so heißt mein Krebs - zählt nicht zu den Lieblingskrebsen des Onkologen. Selbst bei erfolgreicher Behandlung verkürzt sich die Lebenserwartung drastisch. Pankreaskrebs ist aggressiv und kehrt nach einer gewissen Zeit zurück. Wenn ich damit die sechzig erreiche, wäre ich schon gut dabei. Aber zurück zum Plan. Es ist eine Hammer-Behandlung: zuerst eine krasse, dreimonatige Chemotherapie, um den Tumor zu verkleinern. Dann eine krasse OP, um den Tumor zu entfernen. Dazu schneiden sie quasi die Hälfte der Organe des Oberbauchs weg: einen Teil des Magens, der Bauchspeicheldrüse, der Galle, des Zwölffingerdarms und der betroffenen Blutgefäße. Anschließend versuchen sie, die Reste irgendwie so zusammenzuflicken, dass alles wieder dicht ist. Riskant. Wenn keine Komplikationen auftreten, sind das nochmal zwei bis vier Wochen Krankenhausaufenthalt. Klingt scheiße. Ist scheiße. Aber eben kein direktes Todesurteil.

Später schaut noch der Chirurg himself vorbei. Er sieht überhaupt nicht aus wie ein Chirurg. Eher wie ein Metzger. Groß, ungehobelt, grobschlächtig. Andererseits - was unterscheidet einen Chirurgen schon von einem Metzger? Genaugenommen lediglich die Todesrate. Ich gehe mit ihm ein paar Sachen



aus dem Bericht der Computertomographie durch. Da ich meine Brille nicht dabei habe, gebe ich ihm die Kopie des Berichts in die Hand. Er beginnt zu lesen. Statt meine Fragen kurz und knapp auszuräumen, vertieft er sich in die Lektüre. Ich bekomme das Gefühl, dass er den Bericht zum ersten Mal liest. Kann ja nicht sein, oder?

Draußen wartet Melli auf mich. Wir sehen zu, dass wir die Klinik schnell verlassen. Auf dem Weg nach Hause erzähle ich von dem vor mir liegendem Behandlungsplan. Und davon, dass ich neuerdings essen kann, so viel ich will, ohne dass ich zunehme.

Den Rest des Tages verbringe ich am Computer, sortiere meine Unterlagen und denke über die nächsten Schritte nach. Der nächste Termin ist eine Magenpunktion in sechs Tagen. Zur Vorbereitung der Chemotherapie. Fragen fallen mir ein, die ich im Gespräch nicht gestellt habe: Welche Komplikationen können während so einer OP auftreten? Kann man danach noch ein normales Leben führen? Werden mir während der Chemotherapie die Haare ausfallen?

Abends im Bett weiß ich nicht, ob ich mich freuen oder weinen soll.

Freitag, 3. Mai bis Dienstag, 7. Mai - Tag vierzehn bis achtzehn der Mitgliedschaft.

Dank der Teilzeit, die ich seit ein paar Jahren bei der S-Bahn mache, muss ich nur den ersten der nächsten fünf Tage arbeiten. Aber Arbeit ist okay. Alltag ist die beste Medizin. Besser als lachen. Lachen kann man auch, wenn man krank ist. Aber solange Alltag ist, ist man nicht richtig krank. Außerdem gibt es generell viel mehr Alltag als zu lachen.

Seit ein paar Tagen kocht Melli, was das Zeug hält. Mittags gibt's Ofenkartoffel mit frischem Gemüse. Am nächsten Tag Grünkohl. Abends macht sie frischen Erdbeerquark. Oder exotische Snacks wie Ananas und Edamame. Alles gesund. Alles lecker. Alles, damit ich nicht vom Fleisch falle. Ich brauche keinen Finger krumm machen. Melli wählt aus, kauft ein und kocht. Ich bin ganz gerührt.

Tatsächlich bleibt die Waage freundlich. Neunundsechzig irgendwas. Aber die Nächte werden rauer. Ich muss immer öfter mein Schmerzmittel zu Hilfe nehmen. Zwar esse ich gut und viel, aber auch der Krebs scheint einen gesunden Appetit zu haben.

Tags darauf wird das Brennholz geliefert, welches Melli bestellt hatte. Drei Kubikmeter. Zusammen fahren wir es in Schubkarren in den Garten. Es ist ein bisschen Arbeit. Aber - Krebs hin oder her - ich fühl mich gut. In wenigen Stunden sind wir fertig. Nach meinem Ermessen sind es auch nur knapp zweieinhalb Kubikmeter. Am Nachmittag fahren wir mit dem Rad nach Dachau. Am Dachauer Schloss geht's ein kurzes Stück steil bergan. Kein Problem für Krebs-Guido. Von der Schlossmauer hat man einen genialen Panoramablick über ganz München bis zu den Alpen. Herrlich, wie immer.

Auch die nächsten Tage sind business as usual. Nach acht Wochen Pause habe ich am Dienstag zum ersten Mal wieder Deutschunterricht an der Oper. Aber es ist kein Unterricht im klassischen Sinn. Eher ein lockeres Treffen mit den jungen Sängern. Ich versuche ihnen auf möglichst unterhaltsame Weise die Regeln und Tücken der deutschen Sprache näherzubringen. Wenn ich was Schönes vorbereitet habe und es gut läuft, haben wir viel Spaß. So wie heute. Während so einer Klasse bin ich wie im Tunnel und voll auf die Leute und Aktivitäten konzentriert. Erst nachdem ich die Oper verlassen habe und auf die Straße trete, fällt mir wieder ein: „Ach scheiße, ich habe ja Krebs.“ Hatte ich tatsächlich kurzzeitig vergessen. Unfassbar.



Mittwoch, 8. Mai und Donnerstag, 9. Mai - Tag neunzehn und zwanzig der Mitgliedschaft

Das Klinikum (Teil I)

Heute lernen sich die Ärzte und der Krebs besser kennen. Da der Tumor ein lichtscheues Gewächs ist, müssen die Ärzte in meinen Bauch, um eine Probe zu entnehmen. Dazu hat man mich für heute und morgen ins Klinikum Großhadern bestellt. Nüchtern. Es regnet. Also nehme ich den Bus. Wie letztes Mal melde ich mich am Empfang und sie schicken mich auf die entsprechende Station. Der Weg dorthin führt durch lange, genauso fenster- wie trostlose Korridore. In den Gängen stehen Krankenhausbetten und Rollstühle, zum Teil mit Patienten drin. Instinktiv sträuben sich mir die Nackenhaare. Krankenhäuser haben für mich etwas von Vorhölle.

Da geht's auch schon los. Ich bekomme ein Armband ausgehändigt und ein Bett zugewiesen. Ein Bett? Warum? Ich kann doch laufen! Keine Panik, Guido. Es ist offenbar das ganz normale Prozedere, wenn man über Nacht bleibt. Ich bleibe über Nacht. Auf dem Bett liegt ein Nachthemd bereit. Das typische Krankennachthemd, die Uniform der Patienten. Todschild und hinten offen. Freiwillig ziehe ich das nicht an. Auch das Armband habe ich erstmal in die Hosentasche gesteckt. Es dient dazu, später nicht verwechselt zu werden. Dabei hätte ich nichts dagegen, als Krebspatient reinzugehen und als Blinddarmpatienten wieder rauszukommen ...

Ich bin dran. Es geht auf eine andere Station. Ein Mitarbeiter schiebt mein Bett durch die Gänge. Immerhin brauche ich mich nicht draufzulegen, sondern darf nebenhergehen. Das Team auf der Endoskopie-Station erwartet mich schon. Ich mache ein paar Witze. Schließlich bin ich ein witziger Typ. Aber es hilft nichts: am Ende muss ich mich doch hinlegen. Eine Assistentin fragt mich ab: Allergien? Vorerkrankungen? Diabetes? Ich verneine alles und sage: Ich bin eigentlich gesund. Bis auf den Krebs. Wie gesagt, ich bin ein witziger Typ. Kurz darauf kommt der Arzt, wechselt ein paar Worte mit mir und schießt mich dann mit Propofol ins Nirwana.

Im Aufwachraum höre ich jemanden rufen: „Herr Feldmann!“ Verschlafen hebe ich meine Hand. Meine Zeit im Nirwana ist schon um. Schade. Für den Rest des Tages und zur Übernachtung geht's wieder auf eine andere Station. Dort checke ich gegen Mittag ein. Ich komme auf ein schmuckloses Drei-Bett-Zimmer. Trotz der gekippten Fensterklappe ist die Luft abgestanden. Ein süßlich abstoßender Duft klebt im Zimmer, als ob in einer verborgenen Ecke ein vor langer Zeit gestorbener Iltis verwest. Es ist der unvermeidliche Geruch von Krankheit und Elend. Das Zimmer teile ich mit einer Leberzirrhose und einer Bauchspeicheldrüsenzyste. Die Bauchspeicheldrüsenzyste ist ungefähr so alt wie ich und mehr oder weniger fit. Mit der schon älteren Leberzirrhose hingegen ist nicht mehr viel los. Beide tragen Patientenuniform, sprich Krankenhausnachthemd, die Leberzirrhose sogar eine Windel. Wieder frage ich mich: was habe ich hier zu suchen?

Die Bauchspeicheldrüsenzyste erweist sich als aufgeschlossen und gesprächig. Das lässt die Zeit, die im Krankenhaus zehnmal langsamer vergeht als außerhalb, etwas angenehmer verstreichen. Um fünf wird auch schon das Abendessen serviert. Ich mache mich gierig darüber her. Schließlich habe ich den ganzen Tag noch nichts gegessen. Anschließend machen die Bauchspeicheldrüsenzyste und ich noch ein paar Spaziergänge im und ums Krankenhaus. Um der fürchterlich schlechten Luft auf dem Zimmer zu entgehen, setze ich mich spät am Abend in die mittlerweile verwaiste Einganglobby und versuche, die Zeit totzuschlagen. Aber ich sitze nur rum. Kein Interesse etwas zu lesen oder auf dem Handy anzugucken. Gegen Mitternacht kehre ich aufs Zimmer zurück. Da die Leberzirrhose nicht bei offenem Fenster schlafen kann, ist der abgestandene Verwesungsgeruch noch intensiver. Ich versuche zu schlafen. Keine Chance. Ich stehe auf, ziehe mich wieder an. Mutlosigkeit und Verzweiflung machen sich breit. Den Rest der Nacht irre ich durch die leeren Gänge des Krankenhauses, auf der Suche nach frischer Luft und einer Ecke, in der ich mich ausruhen kann. Vergebens. Mittlerweile bin ich todmüde und mit den Nerven am Ende. Morgens um halb fünf gesellt sich die Bauchspeicheldrüsenzyste wieder zu mir. Zusammen drehen wir Runde um Runde. Meine Müdigkeit und Verzweiflung hat sich zu einer akuten Krankenhausphobie mit Beklemmungsattacken ausgewachsen. Irgendwann beginnt die



morgendliche Krankenhausroutine: Frühstück, Blut abnehmen, wiegen, Arztvisite. Ich kann es nicht erwarten, endlich entlassen zu werden. Stattdessen kommt der Arzt und sagt: „Herr Feldmann, wir müssen Ihnen noch einmal Blut abnehmen und die Hämoglobinwerte abwarten. Geht ganz schnell.“ Ganz schnell sind am Ende nochmal drei Stunden. Ich kotze. Nach noch einem ausgedehnten Spaziergang mit der Bauchspeicheldrüsenzyste kenne ich nun seine ganze Lebensgeschichte. Um eins bin ich endlich draußen. Noch eine Stunde länger und ich wäre aus dem Fenster gesprungen. Ich schwör mir nie wieder ins Krankenhaus zu gehen. Hätte nicht gedacht, dass mich eine einzige Nacht so fertig macht. Hätte nicht gedacht, dass ich so ein Weichei bin. Na, das kann ja heiter werden ...

Freitag, 10. Mai bis Sonntag 12. Mai - Tag einundzwanzig bis dreiundzwanzig der Mitgliedschaft

Frische Luft - seit gestern weiß ich sie zu schätzen. Deshalb habe ich zu Hause bei weit geöffnetem Fenster geschlafen. Aber nur mäßig gut. Das Krankenhaus-Trauma steckt mir noch in den Knochen. In der Früh mache ich mich fertig für die Arbeit. Willkommen, geliebte Alltagsroutine.

In einer Pause suche ich die Wochenplanerin auf. Sie bestimmt, wer welche Schicht bekommt und sie nimmt die Krankmeldungen entgegen. Da ich davon ausgehe, jetzt öfter spontan auszufallen, weihe ich sie ein. Sie ist die erste Außenstehende, der ich davon erzähle. Meine Güte, gar nicht so leicht. Ich muss die eine oder andere Träne verdrücken. Offenbar bin ich nicht nur ein Weichei, sondern neige auch noch zum Selbstmitleid. Schlimm. Die Wochenplanerin fühlt mit mir und zeigt größtes Verständnis. Sie verspricht mir absolute Rückendeckung.

Am Nachmittag sitze ich wieder vorn im Zug. Es ist mal wieder Störfall. Rien ne va plus - nichts geht mehr. Dafür klingelt ständig das Telefon: die Leitstelle, der Fahrdienstleiter. Zwischendurch ruft auch ein Arzt an. Und die Klinik. Das perfekte Durcheinander. Ich bekomme zwei Termine für nächsten Dienstag. Offenbar versucht man, bis dahin die Voruntersuchungen abgeschlossen zu haben. Denn am Dienstagabend ist das Meeting der Ärzte meines Tumorboards. Mit den Befunden entscheiden sie dann, wie's weitergeht.

Es ist Samstag. Das bedeutet: hoch die Hände, Wochenende! Obwohl ich in der vergangenen Woche lediglich einen Tag gearbeitet habe, ist das Wochenende hochwillkommen. Das Wetter ist genial. Nach ein paar Tropfen Novalgin fühle ich mich fit und bereit für die Radtour, zu der ich mich mit einem alten Badmintonkollegen verabredet habe. Radeln, Quatschen, Picknick, Volleyball - zwischendurch ein paar Tropfen Schmerzmittel. Ein wunderbarer Tag. So wie früher. Perfekt.

Auch am Sonntag ist das Wetter so gut, dass es Melli und mich quasi zu einer Radtour zwingt. Mai ist einfach der schönste Monat des Jahres. Eigentlich wollte ich mich an diesem Wochenende um gewisse Dinge kümmern, aber der Tag ist viel zu schön, um ihn mit irgendwelchen Sterbevorbereitungen zu vergeuden.

13. - 19. Mai, vierte Woche der Mitgliedschaft

Heute ist Montag. Ich bringe das Tagebuch auf den neusten Stand. Nervt schon ein bisschen. Hätte vor drei Wochen nicht gedacht, dass man mit so einer Diagnose noch so viel „Quality-time“ hat. Deshalb ändere ich jetzt das Tagebuchformat. Statt fader Tagesberichte werde ich nur noch die Höhepunkte der Woche zusammenfassen.

Das Klinikum (Teil II)

Dienstag ist so ein Höhepunkt. Ich fahre wieder zum Klinikum, wo ich einen Port bekomme. Das ist ein subkutaner Anschluss für Infusionen. So etwas wie eine Steckdose unter der Haut. Durch die aber kein Strom fließt, sondern eine giftige chemische Mixtur. Jedoch noch nicht heute. Das Ding ist schnell verlegt und sieht aus wie eine überdimensionale Warze. Kein schönes Gefühl, mit so einem



Fremdkörper unter der Haut rumzulaufen. Am Mittag bin ich schon wieder draußen. Im Anschluss war eigentlich ein Termin für eine Magnetresonanztomographie geplant. Wenn ich es richtig verstanden habe, wird damit die Leber auf mögliche Metastasen untersucht. Mit diesem Befund wären die Voruntersuchungen abgeschlossen. Gerade noch rechtzeitig für das Tumorboard, welches heute Abend zur wöchentlichen Besprechung zusammenkommt. Aber man hatte mir schon gestern per Anruf mitgeteilt, dass der Termin nicht bestätigt wurde. Ich solle heute selber noch mal nachhaken. Also gehe ich zur Abteilung der Radiologie und frage nach. Die Frau von der Anmeldung ruft sich meinen Fall im Computer auf und liest. Sie versteht die Dringlichkeit. Aber die Kollegen von der Radiologie haben keine Zeit. Nächster Termin sei irgendwann im Juni, erfahre ich. Ich fasse es nicht. Für die Frau von der Anmeldung ist das offenbar Routine. Sie ist vorbereitet. Damit Leute wie ich keine Szene machen, schreibt sie mir eine Telefonnummer auf. Dort könne ich anrufen und bitten, dass man mich noch irgendwie dazwischenschiebt. Ich rufe direkt an. Aber es geht keiner ran. Ich rufe später nochmal an. Und nochmal. Und nochmal. Den ganzen Nachmittag über. Es geht einfach keiner ran. Was für ein billiger Trick.

Das nächste Highlight erwartet mich schon tags darauf, am Mittwoch. Nachdem ich am Vormittag wie üblich Züge hin und her gefahren habe, bekomme ich gegen Abend einen Anruf. Es ist ein Assistenzarzt vom Klinikum, der mir den Stand der Dinge erklärt. Quasi mein Krebsagent. Er unterrichtet mich von der Entscheidung, die das Tumorboard gestern getroffen hat: eine baldige OP, wie sie noch vor einer Woche in Erwägung gezogen wurde, ist vom Tisch. Stattdessen gibt's Chemo. Im Klartext heißt das: der Tumor und ich werden uns vorerst nicht voneinander trennen. Etwas sagt mir, dass das keine guten Neuigkeiten sind. Ich frage mich, in wie weit das Fehlen des radiologischen Befunds mit dieser Entscheidung zu tun hat.

Auch am Donnerstag fahre ich Züge durch die Gegend. Da klingelt das Handy. Diesmal ist es die Assistenzärztin aus dem Klinikum. Sie gibt mir die nächsten Termine durch: Aufklärungsgespräch für die Chemotherapie und Leber-MRT in zwei Wochen. Erste Chemo in drei Wochen. Eiligst notiere ich mir die Daten. Im Kopf gehe ich den Kalender durch. Von der ersten Krebsdiagnose am neunzehnten April bis zur ersten Chemo wären das ... SIEBEN WOCHEN! Vier habe ich hinter mir, drei vor mir. Mittlerweile spüre ich tagtäglich, wie der Krebs sich durch meinen Bauch frisst. Aus dem immer heftigeren Rumoren im Bauch und den zunehmenden Schmerzen schließe ich, dass er nach Belieben blüht und gedeiht. Deshalb trinke ich mittlerweile bald mehr Novalgin als Kaffee. Und das soll noch drei Wochen so weiter gehen? Ich frage vorsichtig nach: „Ist das nicht ein bisschen spät?“ Für die Ärztin ist das scheinbar die übliche, lästige Nachfrage eines Patienten zweiter Klasse. Sie antwortet genervt: „Sie können ja die Telefonnummer der Abteilung für Chemotherapie googeln und versuchen, einen früheren Termin zu bekommen.“ Wow. Den Trick kenne ich doch irgendwoher ... „Und die OP wäre dann nach der Chemotherapie, in vier oder fünf Monaten?“, hake ich nach. „Gegebenenfalls.“ Ich lege auf. Unfassbar. Ich versuche, die neuen Informationen zu verdauen. Mal sehen, ob ich das richtig verstehe - der ursprüngliche Plan war: Chemo, dann OP. Zwischendurch gab es die Idee: erst OP, dann Chemo. Jetzt heißt es: Chemo und vielleicht OP. Und das mit der gleichen Priorisierung und Dringlichkeit, mit der die katholische Kirche den Missbrauch ihrer Priester an minderjährigen Messdienern aufklärt. Frei nach dem Motto: Ist das Kind erstmal in den Brunnen gefallen, wartet man am Besten geduldig ab, bis es aufhört zu schreien.

Ich nehme mir vor, mich noch an diesem Wochenende beim Verein für Sterbehilfe Dignitas anzumelden.

Während mein Optimismus schwindet, ist der Tumor offenbar in Partystimmung. Er feiert so ausgelassen, dass ich am Wochenende erstmals das Notfallmedikament nehme: ein Opioid namens Oxycodonhydrochlorid. Der Abräumer bei jedem Scrabble-Spiel. Ich lese mir die Packungsbeilage mit den Nebenwirkungen durch. Beeindruckend. Von Verstopfung über Wahrnehmungsstörung und Gedächtnisverlust bis hin zu Atemdepression ist alles dabei. Mein Einstieg in die Welt der Drogen. No risk, no fun. Züge fahren geht damit eigentlich nicht mehr. Ich müsste mich also heute, Samstag, für übermorgen, Pfingstmontag, krankmelden. Der Wochenplaner würde mich töten. Ich habe zwar nichts zu verlieren, trotzdem rufe ich ihn nicht an.



Statt mich endlich für die Sterbehilfe anzumelden, wie ich es mir vorgenommen habe, aktualisiere ich am Samstag lieber das Tagebuch. Am Sonntag wiederum ist das Wetter zu schön, um es mit irgendwelchen Vorbereitungsformalitäten für das eigene Ableben zu vergeuden. Morgens mache ich meine Fitnessübungen. Wie es sich später herausstellt, zum letzten Mal in meinem Leben. Aber das weiß ich in diesem Augenblick nicht. Auch die Waage ist im grünen Bereich. Später fahren Melli und ich mit dem Rad an den See. Herrlichste Natur. Vom Tod keine Spur.

20. - 26. Mai, fünfte Woche der Mitgliedschaft

Am Pfingstmontag fahre ich wieder Züge hin und her. Unfallfrei. Von meiner neuen Droge, dem Opioid, merke ich nichts. Ich bin von der Wirkung des Medikaments etwas enttäuscht. Weder bin ich high noch wirklich schmerzfrei. Schlimmer noch: statt des Heiligen Geistes scheint über die Pfingsttage auch noch eine Erkältung über mich gekommen zu sein: Schluckbeschwerden, Heiserkeit, Husten, Nase zu, Kopfschmerzen. Böse Stimmen würden sagen: Krebskrätze - das Karma des Ketzers. Neben Novalgin, Opioid und Angstlöser werfe ich mir noch zwei Tabletten gegen Erkältungsbeschwerden ein. Ich fühle mich wie ein wandelnder Chemiebaukasten.

Da mir bei dem Konsum langsam die Medikamente ausgehen und ich bald neue brauche, mache ich einen Termin bei einer Onkologin in der Nähe. Als ich ihr vom schleppenden Verlauf meiner Behandlung erzähle, schlägt sie prompt vor, mich als neuen Patienten aufzunehmen und mit der Chemo gleich nächste Woche zu beginnen! Ich bin sofort dabei. So spare ich mir eine ganze Woche Warterei auf den ursprünglichen Starttermin. Und die Fahrerei zum viel weiter entfernten Klinikum. Das direkt anschließende Aufklärungsgespräch zur Chemo lässt sich ungefähr so zusammenfassen: „Kurz gesagt: Ihnen wird es während der Chemo hundsclend gehen. Die Substanzen, mit denen der Krebs bekämpft wird, sind höchst aggressiv und haben krasse Nebenwirkungen. Dagegen bekommen Sie Medikamente mit anderen krasen Nebenwirkungen. Sind Sie damit einverstanden?“ Was für eine Frage. Es ist die Wahl zwischen Pest und Cholera. In der Hoffnung, dass ich mit der Pest die Cholera in Schach halte. Oder umgekehrt. Die Ärztin verschreibt mir neben Novalgin auch ein neues Opioid. Für die nächsten zwei Wochen bin ich krankgeschrieben.

Während es mir tagsüber halbwegs gut geht, werden die Nächte immer schlimmer. Reizhusten mit ekeligem Auswurf, fiebriges Schwitzen, Mattheit. Was für eine Erkältung habe ich mir da nur eingefangen? Ein paar Tage später hat Melli es auch. Offenbar habe ich sie angesteckt. Aber bei ihr sind die Symptome bei weitem nicht so krass.

Am Sonntag fahren Melli und ich wieder mit dem Rad. Im Vergleich zu letzter Woche habe ich spürbar weniger Kraft. Daher fahren wie nicht so weit. Beim Picknick mache ich ein kleines Nickerchen. Ich kann neuerdings ständig und überall ein Schläfchen machen. Dafür aber nicht mehr kacken. So habe ich mir das Leben als Drogenjunkie nicht vorgestellt.

27. Mai - 2. Juni, sechste Woche der Mitgliedschaft

Mellis gut zweiwöchiger Urlaub ist vorbei. Das heißt, ich bin tagsüber wieder allein zu Haus. Auch wenn ich mich nicht gut fühle, nehme ich mir vor, heute zu putzen. Damit versuche ich, den Aufwand, mit dem Melli für mich kocht und sich um mich kümmert, etwas auszugleichen. Aber Putzen ist für den Perfektionisten ein Fluch. Je genauer ich in die Ecken gucke, desto mehr gibt es zu putzen. Und heute nehme ich es sehr genau. Als ob es das letzte Mal wäre. Tatsächlich ist es das auch. Aber statt mich darüber zu freuen, bin ich schlimmster Laune. Irgendwann am Abend bin ich endlich fertig. Mit dem Putzen. Mit mir. Mit der Welt.



Das Orakel (Teil II).

Dienstag - der Tag der Wahrheit. Daumen hoch oder Daumen runter. Das Orakel wird es verraten. Genaugenommen das MRT, die Magnetresonanztomographie. Wenn die Leber keine Metastasen aufweist, wäre eine kurative Behandlung noch möglich. Im optimalen Fall könnte der Tumor operativ entfernt werden und ich wäre krebsfrei. Zumindest für eine gewisse Zeit. Hat der Krebs jedoch schon gestreut, ist eine Heilung nicht mehr möglich. Dann geht es bei der Behandlung nur noch um Lebensverlängerung. Nach einer weiteren Scheißnacht, in der mich der Husten so durchgeschüttelt hat wie ein Hundewelpen sein Lieblingsspielzeug, fühle ich mich für derart schicksalhafte Offenbarungen nicht wirklich bereit.

Den Morgen verbringe ich mit dem schon zur Gewohnheit gewordenen Gang zur Apotheke. Für die Chemo morgen brauche ich noch Medikamente. Das neue Opioid habe ich erstmal abgesetzt. Mit geht's mir beschissen. Ohne auch. Aber man muss die Dinge positiv sehen: wenigstens kann ich jetzt wieder befreit kacken! Am Mittag nehme ich dann den Bus zum Klinikum. Vor vier Wochen sind Melli und ich noch einfach dorthin geradelt. Jetzt fühle ich mich zerschlagen, kraftlos, am Arsch. Quality time ist vorbei. Der Krebs scheint endlich da zu sein. Wer braucht da noch ein Orakel?

Ich bin vom Klinikum zurück. Das Orakel hat gesprochen. Aber nicht zu mir! Sondern zu den Spezialisten, die die Bilder auswerten. Den vom Arzt unterschriebenen Befund bekomme ich erst morgen. Damit ist heute die letzte Nacht der Ungewissheit. Mein gesundheitlicher Zustand und mein Bauchgefühl sagen mir: das wird nichts mehr. Wenn es nach mir ginge, würde ich schon heute Abend mit dem Zauberspruch anstoßen, der mich sanft in den Schlaf wiegt und mir den Morgen erspart. Aber so einfach geht's natürlich nicht: Krebs ist kein Wunsch-dir-was.

Am Mittwoch erscheine ich pünktlich um acht zu meiner ersten Chemotherapie. Dazu habe ich mich in der Praxis meiner neuen Onkologin eingefunden. Die Praxis ist quasi das Clubhaus, in dem die Mitglieder unseres elitären Krebs-Clubs zusammenkommen. Ich werde in die VIP-Lounge geführt. In anderen elitären Clubs ist das ein gediegener Raum, in dem die Mitglieder in antiken Ledersesseln von ihren neusten Autos, Immobilien oder Yachten erzählen, die sie sich nach ihrem letzten Millionen-Coup an der Börse zugelegt haben, während ein ehrwürdiger Diener teure Zigarren und edlen Whiskey reicht. Unsere VIP-Lounge hingegen ist sehr nüchtern: ein paar Krankenhausstühle, die man in Liegeposition bringen kann und neben jedem Stuhl ein Infusionsständer. Keine Gespräche über Autos, Häuser oder Yachten. Statt mit teuren Zigarren und edlem Whiskey versorgt uns eine quirlige Krankenschwester mit giftigen Infusionen, welche qualvoll langsam in uns einsickern. Weil ich noch ganz neu bin, bekomme ich die Vorzugsbehandlung: vier Beutel Chemo-Cocktail plus eine extra Überraschung. Nach sieben Stunden sind die Beutel endlich leer und ich voll mit Gift. Die Krankenschwester, die Ärztin und ich sind froh, dass ich die Chemo scheinbar gut vertrage und nicht den Boden vollgekotzt habe. Als Belohnung bekomme ich am Ende die angekündigte Überraschung. Es ist eine Plastikkapsel, etwa in der Größe einer Coladose, die ich mit nach Hause nehme. Diese Kapsel versorgt mich für weitere achtundvierzig Stunden mit übelster Chemo-Brause.

Nach der Sitzung gehe ich noch kurz ins Sprechzimmer, um mit der Ärztin den MRT-Befund zu besprechen, der mittlerweile gekommen sein müsste. Ist er aber nicht. Scheinbar war der Arzt, der den Befund gegenzeichnen muss, heute nicht im Klinikum. Klar, morgen ist Feiertag, danach Brückentag und Wochenende. Da hat er sich wohl auch gedacht: machen wir doch die ganze Woche blau! Ärzte sind eben auch nur Menschen. Wer außer mir hätte dafür kein Verständnis?

Zu Besuch in der Hölle (Teil I)

In der Nacht reißt mich der Reizhusten aus dem Schlaf. Außerdem ist mir kotzübel von der Infusion, die unablässig in mich einsickert. Obwohl das Zeug direkt ins Blut geht, habe ich den unglaublich widerlichen Chemo-Geschmack auf den Lippen und im Mund und den widerwärtigen Chemo-Geruch



in der Nase. Das Zeug scheint in jede Pore einzudringen. Mir ist hundselend. An Essen oder Trinken ist nicht zu denken. Den nächsten Tag verbringe ich im halbkomatösen Zustand auf dem Sofa. Ich fühle mich schwach und antriebslos. Ich kann es nicht erwarten, die Giftkapsel endlich loszuwerden.

Mit diesem Ziel fahre ich am Freitag Mittag mit dem Bus zur Praxis. Wie ein alter Opa suche ich einen Sitzplatz, weil mir die Kraft zum Stehen fehlt. Die Praxis ist wie leergefegt. Die Ärzte und Krankenschwestern haben sich schon ins Wochenende verabschiedet. Immerhin kann mir die Rezeptionistin die Nadel aus dem Port ziehen. Endlich bin ich die furchtbare Giftkapsel los! Aber ich bin zu schwach, um mich darüber zu freuen. Wieder zu Hause angekommen, falle ich aufs Sofa. Ich spüre, wie alle Systeme aussetzen. Mein Kreislauf kollabiert. Ich will noch meinen Pullover und meine Hose ausziehen, aber ich kann mich nicht mehr bewegen. Ich schließe die Augen und will nur noch schlafen. Genau in diesem Augenblick fängt der frisch eingezogene Nachbar neben uns an, mit dem Bohrhammer Löcher in die Wand zu bohren, so dass das ganze Haus vibriert. Ich kann es nicht fassen. In den Bohrpausen höre ich, wie sich die Kinder in der Nachbarwohnung über uns zanken und anschreien. Sie sind noch klein aber schon genau so subnormal wie der Rest ihrer „sozialschwachen“ Sippschaft. Offenbar sind ihre asozialen Großeltern gerade nicht zu Hause und sie nutzen die Gunst der Stunde, um sich die Köpfe einzuschlagen. Die Situation ist so erbärmlich, dass es fast komisch ist. Ich bin nicht religiös, aber wie soll man die Existenz Gottes leugnen, wenn er sich einem in so klarer Form als übernatürlich großes Riesenarschloch manifestiert?

Es folgen weitere wenig ruhmreiche Tage: Essen und Trinken kann ich zunächst nur in homöopathischen Portionen zu mir nehmen. Ebenso homöopathisch ist mein Stuhlgang. Der Prozess des „Evakuierens“ erinnert an eine Ketchupflasche, die man ausdrückt, obwohl bis auf ein paar Spritzern nichts mehr drin ist. Die Nächte sind seit Beginn der Erkältung vor zehn Tagen der Horror: nach maximal zwei Stunden werde ich in Mitten einer Hustenattacke wach und bin den Rest der Nacht der Wut und Willkür des Reizhustens hilflos ausgeliefert. In sporadischen Fieberattacken schwitze ich das Bett komplett nass, so dass Melli einen Schonbezug über die Matratze gezogen und mir ein Handtuch untergelegt hat. Mein Gewicht befindet sich im freien Fall, während mein Geist jegliches Interesse an den Dingen verloren hat. Ich bin komplett antriebslos. Kein Buch, das ich lesen, keinen Film, den ich sehen möchte. Es sind offenbar die Nachwirkungen der Chemo. Meine Fresse!

3. - 9. Juni, siebte Woche der Mitgliedschaft

Am Montag versuche ich mich aus dem dunklen Loch der Nachwirkungen herauszukämpfen. Zunächst muss ich unbedingt den Reizhusten in den Griff bekommen. Auf mein Bitten stellt mir die Onkologin ein Rezept aus. Das Zaubermittel, welches mir den Schlaf zurückgeben soll, nennt sich Paracodin. Ich nehme die Tropfen kurz vorm Schlafengehen. Aber nach zwei Stunden wache ich in meiner eigenen Schweißpfütze liegend und von Hustenattacken geschüttelt erneut auf. In meiner Verzweiflung schütte ich mehr Tropfen in mich hinein als es laut Packungsbeilage empfehlenswert ist. Und siehe da: langsam lässt der Hustenreiz nach. In der darauffolgenden Nacht schlafe ich zum ersten Mal seit zwei Wochen wieder fünf oder sechs Stunden am Stück! Gott, die kleine Bitch, scheint vorübergehend das Interesse an mir verloren zu haben. Gott sei Dank!

Ich merke, es wird Zeit, Nägel mit Köpfen zu machen. Ich melde mich endlich bei der Sterbehilfe an. In den Wochen zuvor habe ich herausgefunden, dass es auch Vereine in Deutschland gibt, die so etwas anbieten, wie beispielsweise die DGHS, Deutsche Gesellschaft für Humanes Sterben. Dabei ist jedoch eine mehrmonatige Mitgliedschaft Voraussetzung für einen Antrag auf Sterbehilfe. Vor allem wohl, um sicherzustellen, dass der Sterbewunsch nicht spontan sondern dauerhaft ist. Bei meinen Recherchen erfahre ich auch, dass das Geschäft mit der Sterbehilfe boomt. Man muss quasi Schlange stehen, um irgendwann mal an die Reihe zu kommen. Auch auf die Bestätigung der Mitgliedschaft in Form eines Mitgliedsausweises muss man ein paar Wochen warten.

Am Mittwoch habe ich wieder einen Termin bei meiner Onkologin. Sie will sehen, wie gut meine Nieren die Giftattacke überstanden haben. Auch wollen wir endlich den Befund des MRTs besprechen und



was dieser für die weitere Behandlung bedeutet. Wie sich jedoch herausstellt, liegt auch acht Tage nach der Untersuchung im Klinikum noch immer kein fertiger Befund vor! Offenbar hat man mich über das verlängerte Wochenende und den Kurzurlaub des zuständigen Oberarztes einfach vergessen. Auf meine telefonische Nachfrage beim Klinikum, was ich jetzt tun soll, bekomme ich erneut zu hören: „Googeln Sie doch die Telefonnummer der radiologischen Station und fragen Sie dort nach. Viel Glück!“ Unfassbar! Statt LMU - Ludwig Maximilian-Universitätsklinikum - müsste es korrekterweise LMAA-Klinikum heißen: Leck mich am Arsch. Im Internet suche ich nach einer Telefonnummer der radiologischen Abteilung und rufe an. Überraschenderweise geht jemand ans Telefon. Es fällt mir schwer, freundlich zu bleiben. Immerhin erreiche ich, dass man sich darum kümmern will. Die Besprechung, wie's weitergehen soll, vertagen meine Onkologin und ich auf Freitag. Eine erneute Krankschreibung erübrigt sich derweil, da genau jetzt mein vierwöchiger Jahreshaupturlaub beginnt. Den könnte ich mir mittels Krankschreibung zwar für bessere Zeiten aufsparen. Aber das macht nur Sinn, wenn ich davon ausgehen würde, überhaupt irgendwann wieder arbeiten zu gehen. Davon gehe ich jedoch nicht mehr aus.

Mittlerweile kann ich wieder ganze Portionen essen. Zum Frühstück und zu Mittag. Abends habe ich keinen Hunger. Nach meinem ungebremsten Gewichtsabfall scheint die Waage sich jetzt bei gut fünfundsechzig Kilo einzupendeln. Nicht auszudenken, wie viele Klimmzüge ich früher mit so einem Gewicht gemacht hätte! Aber die Zeiten sind vorbei. Mittlerweile beschränke ich mich auf Atemzüge. Nachdem ich das Opioid vor Tagen abgesetzt habe, läuft es auch auf dem Klo wieder rund und sauber. Die Vitalfunktionen Essen, Trinken, Scheißen und Schlafen haben sich glücklicherweise stabilisiert. Nur bin ich viel schwächer, matter und antriebsloser als vor der Chemo.

Das Orakel (letzter Teil)

Wie abgesprochen ruft mich die Onkologin am Freitag an. Nach sage und schreibe zehn Tagen liegt der MRT-Befund endlich vor! Und er ist - fatal. Das Orakel hat den Daumen gesenkt. Der letzte Strohhalm ist gebrochen. Im Klartext heißt das: in meiner Leber haben sich haufenweise kleine Metastasen festgesetzt. Damit ist eine kurative Behandlung inklusive einer OP vom Tisch. Der Tumor und ich sind jetzt offiziell „BFF - Best Friends Forever“. Wir werden uns zu Lebzeiten nicht mehr voneinander trennen und gemeinsam in den Tod gehen. Krebsromantik vom Feinsten.

Der Tod lässt sich also nicht mehr abweisen. Er steht vor der Tür und klopft. Jetzt geht es darum, die Tür möglichst lange nicht zu öffnen. Aus irgendeinem Grund denke ich an den Geburtstag meiner Mutter und das Mantra der alten Leute, welches ich mir zu eigen machen wollte: „„Klag nicht, sondern sei froh und dankbar, denn es gibt noch viel Schlimmeres.“ Ist das so? Wirklich? Ich wüsste nicht, was das sein sollte. Herrgott - was bin ich doch für ein wehleidiges Weichei!

Um dem wartenden Tod die Tür noch etwas zuzuhalten, verabreden die Onkologin und ich eine weitere Chemotherapie für nächste Woche. Jedoch eine, die leichter verträglich sein soll und bei der ich keine Giftpkapsel mit nach Hause nehme. Eine, bei der nicht währenddessen wünsche, lieber schon gestorben zu sein. Vielleicht ist es ja das, worüber ich jetzt froh und wofür ich jetzt dankbar sein sollte. Noch so eine Chemo wie die vor gut einer Woche wäre die absolute Hölle.

Es ist Samstag, Mellis Geburtstag! Zum ersten Mal im Leben habe ich kein Geschenk für sie. Wir haben uns zwar schon seit Jahren vorgenommen, uns nichts mehr zu schenken, aber bislang hat sich niemand tatsächlich daran gehalten. Jetzt gehe ich erstmals mit gutem Beispiel voran. Keine Überraschung, kein Geschenk, keine Blumen, kein Garnichts. Happy Birthday. Nur ohne happy.

10. - 16. Juni, achte Woche der Mitgliedschaft

Zu Wochenbeginn scheine ich aus dem Größten raus zu sein. Auch wenn die physischen Kräfte mittlerweile lächerlich niedrig sind - eine gemütliche Radtour von fünfzehn Kilometern wäre für mich



schon eine Herausforderung -, so ist der innere Antrieb und Tatendrang doch wieder deutlich spürbar. Heißt: ich kann nicht den ganzen Tag nur rumhängen und nichts tun. Ich muss was machen. Und zu tun gibt es genug. Schließlich stirbt es sich nicht von allein. Zumindest nicht, was die behördlichen, bürokratischen und organisatorischen Dinge betrifft. Für heute habe ich mir die Wohnungsfrage vorgenommen. Also fahre ich zu unserem Vermieter. Mit dem Rad. Hin und zurück, etwa fünfzehn Kilometer. Passt genau. Gott sei Dank ist der Vermieter zu Hause. Er ist schon sehr alt und so gut wie blind. Trotzdem erschrecke ich, als er mir öffnet: noch nie sah er so schlecht aus. Auch er hat mit der Gesundheit zu kämpfen. Daraus ergibt sich die absurde Situation, dass zwei von Krankheit und Alter Gezeichnete am Tisch sitzen und über eine mehrjährige Mietvorauszahlung verhandeln, deren zeitlicher Umfang die Lebenserwartung des einen oder gar beider überschreitet. Verrückt. Mit so einer zweijährigen Mietvorauszahlung könnte ich Melli eine Menge Geld sparen, ohne dass das Finanzamt davon profitiert. Eine klassische lose-win-lose-Situation: ich zahle drauf, aber habe nichts zu verlieren, Melli gewinnt und das Finanzamt geht leer aus. Ein schöner Plan.

Leider zu schön, um wahr zu sein. Nachdem der Vermieter sich diesbezüglich schlau gemacht hat, erteilt er mir ein paar Tage später eine Absage. Er würde mir ja gern helfen, aber nicht zum Preis von steuerlichen Nachteilen, die so eine Vorauszahlung für ihn zwangsweise mit sich bringen würde. Das Finanzamt gewinnt scheinbar immer.

Am Dienstag legt der Krebs eine Schippe drauf. Des nachts beschert er mir Bauchschmerzen, die in der Form und Stärke neu für mich sind. Ich ändere umgehend meine Medikation und beginne wieder, Opioide einzuwerfen. Das scheint den Krebs aber nicht sonderlich zu beeindrucken. Lediglich auf die Nebenwirkungen ist Verlass: ständige Mattheit, Antriebs- und Appetitlosigkeit, Verstopfung. Ich sitze den ganzen Tag rum, penne und krieg nichts mehr auf die Reihe. Ich führe den Alltag eines klassischen Vollasis. Nur mit dem Unterschied, dass ich nachts statt zu saufen vor Schmerzen nicht schlafen kann.

Mitte der Woche habe ich meinen zweiten Chemo-Termin. Dieses Mal soll es eine Chemo light sein. Und tatsächlich: schon nach zwei Stunden bin ich fertig und gehe wieder nach Hause. Der Preis der Chemo light ist die Häufigkeit: statt einmal alle zwei Wochen muss ich wöchentlich hin. Am Abend bin ich trotzdem fix und fertig. Ich würde gern schlafen aber meine Schwester hat heute Geburtstag. Ich rufe sie an und kämpfe mich durch den Geburtstagsplausch. Immerhin schaffe ich siebenundvierzig Minuten. Während des Gesprächs erzählt sie mir, dass sie bei der EU-Wahl am Wochenende die CDU gewählt hat. Ich bin entsetzt. Ich fürchte, ich muss sie von der Liste der Erben streichen.

Am Donnerstag stehe ich erholt und ausgeschlafen auf. Ich kann es selber kaum glauben. Ist die Chemo tatsächlich so spur- und folgenlos an mir vorbeigegangen? Wow.

In der Garage steht das Fahrrad von einer Bekannten, welches ich mit einem Korb und einem Schloss ausstatten wollte. Ich erledige das, repariere noch eine Kleinigkeit, putze es und voilà - fertig ist es zur Abholung. Was allerdings ein Problem ist. In meinem jetzigen Zustand möchte ich nicht, dass mich irgendjemand zu Hause besucht. Was tun? Das Einfachste ist, ich bringe ihr das Fahrrad zur Arbeit, ohne ihr vorher Bescheid zu sagen. So kann sie abends damit nach Hause fahren und wir müssen uns noch nicht einmal treffen.

Und genau das mache ich am nächsten Tag. Obwohl die Nacht alles andere als gut war, versuche ich mich aufzuraffen und das Rad in die Stadt zu bringen. Mit der S-Bahn. Hin radeln schaffe ich einfach nicht mehr. Es ist Freitag. Am Abend ist das EM-Eröffnungsspiel Deutschland gegen Schottland. Der Zug ist voll von schottischen Fußballfans. Sie werden fünf zu eins verlieren. Ich habe kein Mitleid. Fußballfans sind das Schlimmste. Ich parke das Rad im Eingang vom Gebäude, in dem die Bekannte arbeitet und verstecke den Schlüssel. Auf dem Weg nach Hause schreibe ich ihr eine Whatsapp. Fertig. Zu Hause merke ich, dass meine Kraftreserven erschöpft sind. Das ist gerade noch mal gut gegangen. Mir ist übel. Ich verkrieche mich.



Zu Besuch in der Hölle (Teil II)

Jetzt holen mich die Nachwirkungen der Chemo doch noch ein. Die folgenden Nächte sind ein Albtraum. Mir ist unbeschreiblich übel. Zum ersten Mal muss ich mich spontan übergeben. Nur um die Tropfen und Pillen auszukotzen, die ich kurz vorher genommen hatte. Der Magen ist längst leer. Ich kann nicht sitzen, nicht liegen, nicht schlafen, nicht essen, nicht trinken, nicht pinkeln oder kacken. Ich weiß nicht mehr, wohin mit mir. So hundseltend war mir nach der ersten Chemo nicht. Wieder ist mein Gewicht im freien Fall. Ich fühle mich unendlich schwach. In den kurzen Phasen, in denen ich einnicke, überkommen mich erneut unkontrollierte Schweißausbrüche. Ich bin komplett am Arsch. So wie ich es noch nie zuvor war. Am Samstag Morgen rufe ich meine Ärztin über die Notfallnummer an. Sie empfiehlt mir, die Dosis meiner Medikamente zu erhöhen. Und den ärztlichen Notdienst zu rufen, falls nichts mehr hilft. Ich verbringe den Tag im Delirium. Am Abend bin ich soweit: ich tippe die Nummer vom ärztlichen Notdienst ins Telefon. Bevor ich auf „wählen“ drücke, gebe ich der Tablette gegen Brechreiz, die ich soeben eingeworfen habe, noch eine letzte Chance, endlich zu wirken. Ich warte ab. Und dämmere weg. Leider nur kurz. Die Nummer habe ich nicht gewählt. Es folgt eine weitere lange, dunkle, schlaf- und hoffnungslose Nacht. Es ist die Hölle. Ich denke an Suizid. Testweise ziehe ich mir einen Müllbeutel über den Kopf. Die Luft wird stickig. Würde das funktionieren?

17. - 23. Juni, neunte Woche der Mitgliedschaft

Mittlerweile ist auch Melli verzweifelt. Sie macht am Montag spontan Homeoffice, um mich nicht alleine zu lassen. Auf eigene Initiative ruft sie am Morgen bei der Ärztin an und bittet um Rückruf. Als sie sich später meldet, klage ich ihr mein Leid. Melli fragt die Ärztin nach ambulanter palliativer Unterstützung. Das bedeutet, dass ein Team von Ärzten und Pflegern dem Todkranken in den letzten Wochen ambulant zur Seite steht und versucht, ihm den Sterbeprozess mit angepasster Medikation und anderen Hilfestellungen so wenig leidvoll wie möglich zu gestalten. Kurz darauf hat die Ärztin einen Kontakt hergestellt. Melli und ich sind sehr erleichtert. Endlich scheint es eine Alternative zu geben, die meinem Zustand gerecht wird.

Am Dienstag krieche ich aus dem Bett und komme fast nicht die Treppe hoch. Ich bin unendlich schwach und kraftlos. Kein Wunder: ich habe seit Tagen nichts Richtiges mehr gegessen. Die Waage zeigt dreiundsechzig Kilo, drei Kilo weniger als vor der Chemo. Neuer Rekord. Aber nach den letzten Tagen der absoluten Hoffnungslosigkeit verspüre ich zum ersten Mal wieder ein Hungergefühl. Und siehe da: zum Frühstück verspeise ich eine ganze Scheibe Brot! Auch mittags geht was. Und am Nachmittag laufen Melli und ich sogar zu Fuß bis zum Bäcker, um dort ein Stück Kuchen zu essen. Dafür brauche ich zwar endlos lange, weil wir bei jeder Bank, an der wir vorbeikommen, eine Pause einlegen müssen. Aber was soll's? Das müssen viele Neunzigjährige ja auch!

Mittwoch, 19. Juni: Ich habe Geburtstag! Melli überrascht mich zum Frühstück mit einem Stück Geburtstagskuchen und einer improvisierten Zaubershow. Da sie weiß, dass ich auf Zaubertricks stehe, hat sie auf die Schnelle drei kleine Tricks gelernt. Die Präsentation ist höchst unbeholfen, aber dafür um so rührender. Das Stück Kuchen schaffe ich nur zur Hälfte. Die allgemeine Tagesform ist noch recht bescheiden. Aber gut genug, um die obligatorischen Geburtstagsanrufe von Mutter, Schwester und Bekannten entgegenzunehmen. Was für ein Glück! Das wäre vor zwei Tagen noch undenkbar gewesen.

Neben meinem Geburtstag wäre heute auch die nächste Chemo fällig. Aber nach dem letzten Wochenende ist der Drops definitiv gelutscht. Egal, wie vernünftig es aus medizinischer Sicht erscheint - eins ist klar: nie wieder Chemo. Nicht heute, nicht morgen, nicht nächste Woche, nicht sonst wann.

Am Donnerstag besucht uns das Team der Palliativversorgung. Ein Pfleger, eine Pflegerin und eine Ärztin stellen sich vor und erkundigen sich nach meinem Zustand. Nette Menschen. Sie erklären mir, wie eine ambulante Palliativpflege aussieht. Ich unterschreibe ein paar Papiere und bekomme meinen ersten auf mich zugeschnittenen Medikationsplan. Es ist ein bisschen so wie am Buffet eines All-You-Can-Eat-



Restaurants. Nur, dass sich die Auswahl statt auf leckere Speisen und schmackhafte Gerichte auf fade Pillen und übel-schmeckende Tropfen beschränkt. Für jedes Symptom gibt es ein bis zwei Medikamente: gegen Schmerzen, Übelkeit, Verstopfung, Schlafstörung, Appetitlosigkeit, Angst, organische Unterfunktion ... All diese Medikamente kann ich mir noch am gleichen Abend bei der Apotheke abholen. Am Ende sind es so viele Schachteln und Fläschchen mit abstrusen Namen und unerwünschten Nebenwirkungen, dass ich mir erst gar nicht die Mühe mache, die Übersicht zu behalten und sie einfach alle in eine Schublade schmeiße. Ziel dieser medikamentösen Überflutung ist es wohl, auf alle Eventualitäten vorbereitet zu sein. Das Beste aber ist: es gibt eine Notfallnummer und im Fall einer akuten Krise, wie die am letzten Wochenende, würden sie rund um die Uhr Hilfe leisten können. Das versprechen sie zumindest. Ich fühle mich gut aufgehoben.

Zum Wochenende hin habe ich die schlimmsten Nachwirkungen der letzten Chemo langsam hinter mir gelassen. Die guten alten Vitalfunktionen Essen, Trinken, Schlafen und Scheißen werden nach und nach wieder Teil meines Alltags. Schwäche und Übelkeit lassen spürbar nach, ein paar der alten Lebensgeister kehren zurück, wenn auch nur zögerlich und missmutig. Ich frage mich allen Ernstes, was schlimmer ist: Krebs oder Chemo.

24. - 30. Juni, zehnte Woche der Mitgliedschaft

Zwischenbilanz

Ich sitze auf der Terrasse und werfe einen Blick zurück. An welchem Punkt auf meiner Reise ohne Rückkehr befinde ich mich wohl gerade? Habe ich schon ein Drittel? Ist schon Halbzeit? Gut neun Wochen ist es nun her, dass ich dem Club der Todgeweihten offiziell beigetreten bin. In den darauffolgenden dreißig Tagen war jedoch vom Krebs kaum etwas zu spüren. Ich konnte meiner Arbeit nachgehen und Züge hin und herfahren, meine Fitnessübungen und Radtouren machen und joggen gehen wie sonst auch immer. Ich hatte Appetit, konnte essen und trinken, worauf ich Lust hatte und dank des Schmerzmittels nachts meist schlafen, als ob nichts wäre. Vom Krebs war kaum etwas zu spüren.

Die rapide Talfahrt begann genau genommen erst vor fünf Wochen, Mitte Mai, mit einer merkwürdigen Erkältung, die mich von den Socken geholt hat. Die Chemo eine gute Woche später hat mir dann den Rest gegeben. Das war mein erster Besuch in der Hölle, von dem ich kaum Zeit hatte, mich zu erholen, denn nur zwei Wochen später folgte schon die zweite Chemo. Fataler Fehler. Der zweite Besuch in der Hölle. Es hat mich etliche Tage und elendig viel Mühe und Not gekostet, aus diesem dunklen Abgrund wieder heraus zu kriechen. Jetzt ist nicht mehr viel über vom alten Guido von vor fünf Wochen: Unwohlsein, Schwäche und Antriebslosigkeit dominieren meine Tage. An Arbeit oder Sport ist nicht mehr zu denken. Mein Bewegungsradius beschränkt sich auf die Fahrt mit dem Rad zur nächsten Apotheke. Von den einst siebzig Kilo bringe ich noch vierundsechzig auf die Waage. Die Muskeln sind atrophiert, die Haut hängt in den Armbeugen schlaff in Falten. Hunger und Durst, Geschmack und Genuss gibt es in der Form nicht mehr. Ich esse und trinke das Nötigste, doch Geschmacksverlust, Appetitlosigkeit und Übelkeit machen jeden Genuss zum Verdruss. Den leckersten Apfelkuchen schiebe ich nach nur zwei Bissen von mir weg. Es gibt nur noch ein Kriterium: wie viel geht noch rein. Es ist erschreckend wenig.

Die Tage sind lang. Auf Lesen, Filme schauen oder die laufende Europameisterschaft habe ich schon lange keine Lust mehr. Alles scheint mir unwichtig und belanglos. Also lungere ich auf dem Sofa oder im Liegestuhl rum und warte darauf, dass die Zeit vergeht. Je nach Tagesform setze ich mich auch an den Schreibtisch, um lästige organisatorische Dinge zu erledigen. Das Nichtstun ist wenig erbauend. Abends bin ich nicht mal müde. Die Nächte sind noch länger. Ich gehe ins Bett, liege wach, höre, wie Melli einschläft, spüre die aufkommende Übelkeit, die sich zu diesen Stunden anstelle der ersehnten Müdigkeit ausbreitet, nicke ein, wache auf, überlege, eine Pille zu nehmen, weiß aber nicht, welche



noch helfen würde, gehe aufs Klo, geistre durchs Haus, leg mich wieder hin. In den frühen Morgenstunden schlafe ich ein.

Am Morgen schmuse ich mal wieder mit dem Kätzchen. Dazu lege ich mich auf den Boden und das Kätzchen streicht mir um den Kopf herum. Als ich wieder aufstehe, habe ich das Gesicht voller Haare. Ich fahre mir mit der Hand über den Kopf, um mich von den Katzenhaaren zu befreien. Dieses Biest missbraucht mich, um ihr Fell für den Sommer loszuwerden. Meine Güte, wie viele Haare! Das gibt's doch gar nicht. Ich schaue genauer hin. Es sind gar keine Katzenhaare. Es sind meine eigenen! Ach du scheiße! Jedes Mal, wenn ich mir mit der Hand über den Kopf fahre, verliere ich Haare. Ich kann sie mir fast büschelweise auskämmen! Das darf doch nicht wahr sein! Es ist alles nur noch zum Heulen.

Das ist der Status Quo. Nach nur fünf fatalen Wochen! Hinzu kommen andere merkwürdige Symptome: Mein Urin in der Kloschüssel ist schwarz, mein Geruchssinn ist überempfindlich. Ich kann mich tags wie nachts kratzen und meine Haut wird immer gelblicher. Es gibt keinen Moment mehr, in dem ich mich wohlfühle. Die Freude auf den nächsten Tag ist „überschaubar“.

So kann es nicht mehr weitergehen. Liebend gerne würde ich den Club der lebenden Toten, dem ich vor gut zwei Monaten unfreiwillig beigetreten bin, endlich verlassen. Die Regeln sind bekannt: Eintritt und Mitgliedschaft sind umsonst, der Austritt kostet das Leben. Den Preis zahle ich sowieso, früher oder später. Worauf noch warten? Besser wird's nicht mehr. Es wird Zeit, die Dinge endlich selbst in die Hand zu nehmen. Mann, es ist alles so fürchterlich deprimierend.

1. bis 7. Juli, elfte Woche der Mitgliedschaft

Mein knapp vierwöchiger Jahreshaupturlaub ist zu Ende. Jedoch fühle ich mich alles andere als gut erholt. Aber das geht bekanntlich den meisten Leuten so. Am Wochenanfang kümmerge ich mich also um die obligatorische Krankmeldung. Die gibt es bei meiner Hausärztin. Es ist Monate her, dass ich sie zum letzten Mal gesehen habe. Der letzte Besuch war noch vor meiner Diagnose. Auch für diese Krankmeldung ist ein persönliches Gespräch mit ihr nicht nötig. Die Sprechstundenhilfe ruft mich im System auf. Darin steht offenbar ein Zauberwort, dass es ihr erlaubt, mir pauschal eine Krankschreibung für die nächsten vier Wochen auszustellen. So einfach geht das.

Ein Lichtblick

Es scheint endlich Bewegung in die Sache zu kommen! Nach vier Wochen des Wartens bekomme ich am Dienstag die Bestätigung meiner Mitgliedschaft im Verein der Deutschen Gesellschaft für Humanes Sterben (DGHS). Damit kann ich endlich einen Antrag auf Sterbehilfe stellen. Wenn das kein Grund zum Feiern ist! Statt dunkelster Selbstmordphantasien von Brücken und Bahngleisen eröffnet sich so die Chance auf einen ärztlich begleiteten Freitod in den eigenen vier Wänden. Das gibt mir Hoffnung. Ich mache mich sofort daran, den Antrag vorzubereiten. Ein Teil dieses Antrags besteht aus einem „Motivationsschreiben“. Darin soll ich meine Beweggründe für die Entscheidung zum Freitod darlegen. Im Prinzip wie bei einer Jobbewerbung. Nur in morbider Version. Aber Formulieren, das kann Guido.

Gesetzlich ist vorgesehen, dass sich im Todesfall die nächsten Angehörigen um die Totenfürsorge, sprich die Bestattung, kümmern müssen. In meinem Fall wäre das meine Mutter. Wie die sich nach der Nachricht von meinem Dahinscheiden noch um irgendetwas kümmern soll, ist mir ein Rätsel. Um das zu vermeiden, muss ich eine Bestattungsvollmacht inklusive Verfügung auf Melli ausstellen. Dafür wiederum brauche ich eine notarielle oder ärztliche Bestätigung, dass ich zum Zeitpunkt der Ausstellung nicht plemplem sondern geistig zurechnungsfähig war. Ich frage bei meiner Onkologin an. Obwohl ich mit der Überweisung an die palliative Betreuung vor zwei Wochen aus ihrem Patientenbestand gefallen bin, lädt sie mich zu einem Termin ein. Diesen nutze ich, um sie neben der Bestätigung für meine geistige Zurechnungsfähigkeit auch um ein Gutachten für den Verein der Sterbehilfe zu bitten. Ich sitze vor ihr, klage mein Leid und kann es nicht vermeiden, dass die Tränen



mir die Wangen runterlaufen. Da ist sie wieder: Guido, die selbstmitleidige Drama-Queen. Meine Onkologin hat ein Einsehen und verspricht mir, so ein Gutachten auszustellen. Als wir uns verabschieden, sagt sie: „Ich gehe davon aus, dass wir uns nicht mehr wiedersehen.“ Ich antworte: „Das ist gut möglich“ und reiche ihr die Hand. Statt sie zu ergreifen, umarmt sie mich. Das haut mich um.

Tags drauf hat sich mein Teamleiter von der S-Bahn angekündigt. Es ist ein persönlicher Besuch, den wir mit dem dienstlichen verbinden. So nimmt er bei seinem Besuch all die Sachen mit, welche Melli sonst nach meinem Tod hätte abgeben müssen: Zulassungsbescheinigung, Führerschein, Schlüssel, Diensthandy, Tablet usw. Ich merke, dass ich mit der Übergabe einen weiteren Meilenstein auf dem Weg ins Jenseits passiere. Fünfeinhalb Jahre der Lokführertätigkeit sind somit inoffiziell beendet. Schluck.

8. bis 14. Juli, zwölfte Woche der Mitgliedschaft

Am Montag habe ich alle meine Unterlagen für den Antrag auf Sterbehilfe fertiggestellt. Ich fahre zur Post, um den Umschlag per Einschreiben aufzugeben. Wie üblich gibt es bei der Post eine Riesenschlange. Ich überlege umzukehren aber besinne mich eines Besseren. Also stelle ich mich hinten an und warte draußen neben der Tür an die Wand gelehnt darauf, dass die Schlange kürzer wird. Wie bei alten Leuten ist längeres Stehen nicht mehr so mein Ding. Eine Passantin spricht mich an und fragt, ob es mir nicht gut geht. Ich sage „Nein, gut geht’s mir nicht. Aber ich muss warten, bis ich an die Reihe komme.“ Mein Gott, erwecke ich etwa schon so einen jämmerlichen Eindruck? Am Ende geht’s doch sehr schnell. Als ich nach Hause fahre, bin ich erleichtert. Das Leben ist bekanntlich das, was man draus macht. Das Sterben hoffentlich auch.

Den Rest der Woche verbringe ich je nach Tagesform auf dem Sofa, im Liegestuhl und am Computer. Dort arbeite ich an Mellis To-Do-Liste. Darin fasse ich die ganzen Dinge zusammen, die für sie nach meinem Tod anstehen: vom Anruf beim Arzt, der meinen Tod feststellt über die Gestaltung meiner Bestattung, den Versand von Abschiedsbriefen, die Regelung von Zahlungen, die Benachrichtigung vom Nachlassgericht bis zur Abmeldung beim Finanzamt. Ich wickle quasi meinen eigenen Todesfall ab, nur zu Lebzeiten. Mit allen steuerlichen, behördlichen und bürokratischen Auflagen und Absurditäten, die es herauszufinden und zu beachten gibt. Kotz! Daher hier mein Tipp an alle, die es nicht zu vermeiden wissen, ebenfalls eines nahen oder fernen Tages zu sterben: Erspart euch den Aufwand! Sterbt schnell und überraschend! Sollen sich die Angehörigen um den ganzen Plumperquatsch kümmern. Wie es sich gehört.

Botschafter des Todes (Teil I)

Am Freitag liege ich mal wieder auf dem Sofa und döse vor mich hin. Da klingelt das Handy. Eine junge, weibliche Stimme meldet sich. Es ist eine Juristin vom Verein für Sterbehilfe. Sie möchte mit mir das sogenannte Erstgespräch ausmachen. Das ist ein persönlicher Besuch in den eigenen vier Wänden, welcher dazu dient, noch einmal festzustellen, ob der Sterbewunsch mein ureigenster und fester Wille ist. Sie ist äußerst freundlich und unbefangen, geradezu fröhlich. Fast könnte man meinen, dass sie sich des Hintergrunds unseres Gesprächs nicht bewusst ist. Nachdem wir einen Termin für Freitag nächster Woche vereinbart haben, fragt sie gegen Ende ganz pragmatisch, wie die Parkplatzsituation bei mir zu Hause aussieht. Diesbezüglich kann ich sie beruhigen. In unserem Wohngebiet gibt es immer einen Platz am Bürgersteig. Wow. Seit wann macht sich der Tod - und sei es nur seine Assistentin - Sorgen um einen Parkplatz? So banal und lapidar habe ich mir den ersten Kontakt mit einer Gesandten des Todes nicht vorgestellt. Sei’s drum. Ich bin positiv überrascht und erleichtert, dass die Sache so schnell Form annimmt. Immerhin habe ich den Antrag erst Anfang der Woche abgeschickt. Auf Nachfrage erfahre ich, dass das Zweitgespräch mit dem Arzt, der die Sterbehilfe durchführt, von vielen oft ungefähr zwei Wochen nach dem Erstgespräch gewünscht wird. Dieses Zweitgespräch dient neben der erneuten Überprüfung des Todeswunsches vor allem der konkreten Vorbereitung und wird meist



am Vortag der Freitodbegleitung geführt. Wenn auch ich mich an diesen Zeitablauf halte, könnte ich schon in drei Wochen alles hinter mir lassen. Will ich das? Ich weiß es nicht. Aber es ist ein beruhigendes Gefühl zu wissen, dass ich es könnte.

15. bis 21. Juli, dreizehnte Woche der Mitgliedschaft

Die Tage vergehen immer gleich: morgens und mittags geht's mir halbwegs gut. Das Frühstück und das Mittagessen bilden die Höhepunkte des Tages. Nachmittags geht's dann bergab. Der Abend und die Nacht sind immer von starkem Unwohlsein, Schlaflosigkeit und Übelkeit bestimmt. Manchmal muss ich mich nachts übergeben. In solchen Momenten fällt die Entscheidung leicht: je früher die Sterbehilfe, desto besser.

Wie in den Vorwochen auch, meldet sich die Pflegerin vom Palliativteam telefonisch, um mich nach meinem Wohlergehen zu erkundigen und mit mir die Medikationsliste durchzugehen. Dabei versucht sie festzustellen, ob bzw. welche Medikamente wie bei mir anschlagen. Ich persönlich gebe nicht viel um diese Gespräche, da es mir trotz einer ganzen Schublade voll Arzneimittel die meiste Zeit des Tages nicht gut geht. Bei dem heutigen Gespräch kündigt sie jedoch den Besuch einer Ärztin für morgen an. Ich verspreche mir zwar nicht viel davon, habe aber auch keine Einwände.

Tags drauf sitze ich mit der Ärztin am Tisch und wir besprechen die Medikationsliste. Sie gibt mir ein paar Tipps zur Einnahme und verschreibt mir noch ein weiteres Medikament, welches dem Schutz des Magens dient, wenn man viele Pillen schluckt. Im Gespräch merke ich, dass sie bei aller ärztlicher Routine tatsächlich daran interessiert scheint, mir bestmöglich zu helfen. Ich verspreche, mich an ihre Ratschläge zu halten. Und siehe da: mit dem neuen Magenschutz und der von ihr verordneten Einnahme der anderen Medikamente schlafe ich die Nacht darauf tatsächlich fast durch! So gut habe ich schon seit Wochen nicht mehr geschlafen: keine langen Stunden des Wachliegens, kein unkontrollierter Juckreiz, kein nächtliches durchs-Haus-Wandern, keine Übelkeit, kein Kampf gegen drohendes Erbrechen. Wow! Auch die zweite Nacht ist gut. So gut, dass ich beim Frühstück statt meines Mageninhalts einen neuen Mengenrekord breche: acht Toasts! Ich find's toll. Verstehen tue ich es aber nicht. Eigentlich sollte es doch langsam und stetig dem Ende zugehen ...

Freitag Nachmittag. Es klingelt. Ich mache auf. Vor der Tür steht eine Frau. Es ist die Juristin der Sterbehilfe. Anfang dreißig, dunkle Haare, schwarzes Kleid, Lippen und Fingernägel rot, weiße Schuhe. Elegant. Ich bitte sie herein. Da von den Nachbarn nichts zu hören und zu sehen ist, setzen sie, Melli und ich uns auf die Terrasse. Das Gespräch dient der juristischen Protokollierung meines Todeswunsches und der Einschätzung, ob meine geistigen Fähigkeiten dafür ausreichend sind. Im Prinzip klopft sie nochmal alle Dinge ab, die ich schon im Antrag auf Sterbehilfe erklärt habe. Alles kein Problem. Nach einer guten Stunde sind wir durch: sie mit ihren Fragen, ich mit meinen. Als Wunschtermin gebe ich Ende des Monats an. Das sind keine zwei Wochen mehr. Bestenfalls nur noch elf Tage. Ob und in wie weit dieser Wunschtermin eingehalten werden kann, zeigt sich erst nach Rücksprache mit dem Arzt, mit dem ich das Zweitgespräch habe und der mich in den Freitod begleitet.

Abends rufe ich Mutter an um herauszufinden, wie ihre Verfassung ist. Immerhin ist sie schon einundachtzig. Auch erkundige ich mich nach ihrem Lebensgefährten, welcher nochmal fünf Jahre älter ist. Es geht ihnen gut. Das ist schön. Ich weiß, ich kann ihnen die bittere Pille nicht mehr lange ersparen. Es ist wichtig, dass sie gesund und fit sind, wenn sie die Pille schlucken müssen. Da ich mich nicht gut fühle, gehe ich früh ins Bett. Hoffentlich nur noch elf Mal.

Seit zwei Monaten gebe ich keinen Unterricht mehr. Als Grund habe ich lediglich eine längerfristige Krankheit angegeben. Mehr wissen auch die zwei Spanierinnen von meinem freitäglichen Konversationskurs nicht. Da uns nach all den Jahren aber ein freundschaftliches Verhältnis verbindet, ist es mir wichtig, mich ordentlich von ihnen zu verabschieden und ihnen reinen Wein einzuschenken. Deshalb haben wir uns zu einem Abschiedstreffen verabredet. Dieser Abschied ist heute, Sonntag. Wir treffen uns zum Mittagessen im Café Alex in Pasing. Obwohl sie mich anders in Erinnerung haben



dürften und ich in den letzten neun Wochen abgemagert bin und aussehe wie eine Vogelscheuche, lassen sie sich nichts anmerken und begrüßen mich herzlich, als ob nichts wäre. Auch als wir zusammen essen und ich in ihrer Gegenwart meine Tropfen und Pillen nehme, stellen sie keine Fragen. Stattdessen erzählen sie, was sich in der letzten Zeit so alles bei ihnen getan hat. Wie sich herausstellt, hat sich eine der beiden - Mutter eines achtjährigen Mädchens - erst kürzlich von ihrem Mann getrennt. Zu allem Überfluss muss sie aufgrund ihres Berufs in einem Monat auch noch mit Sack und Pack nach Italien ziehen. Auch kein leichtes Schicksal.

Nach dem Essen fahren wir noch in den Pasinger Stadtpark. Dort überraschen die Spanierinnen mich mit einem Abschiedsgeschenk: es ist ein Lied, welches sie eigens für mich geschrieben haben und mir nun live präsentieren. Es trägt den Titel „Guido ist mehr als nur ein Lehrer, Guido ist mehr als nur ein Freund.“ Dieser Guido ist offenbar jemand, den sie sehr schätzen und mögen. Ich kann nicht glauben, dass sie sich so viel Mühe gemacht haben. Vor lauter Rührung kullern mir ein paar Tränen die Wangen runter. Emotional angezählt bin ich kurz davor, sie über mein Schicksal aufzuklären, aber schon sprechen wir wieder über ein anderes Thema. Am Ende verabschieden wir uns mit den Worten: „Bis zum nächsten Mal.“ Von wegen.

22. bis 28. Juli, vierzehnte Woche der Mitgliedschaft

Botschafter des Todes (Teil II)

Am Montag sitze ich beim Frühstück, als das Handy klingelt. Eine private Nummer. Neugierig nehme ich das Gespräch an. Es ist der Arzt von der Sterbehilfe. Er kündigt sich für morgen an, um das Zweitgespräch mit mir zu führen. Mittlerweile weiß ich, dass der Termin dieses Gesprächs - anders als ursprünglich gedacht - unabhängig ist vom Termin des Freitodbegleitung. Ich frage ihn direkt, welches Datum er und die Juristin mir anbieten können. Es ist der Mittwoch in zwei Wochen. Mist. Noch sechzehn Tage! Neun mehr, als erhofft. Ich bin enttäuscht und besorgt. Werde ich noch so lange durchhalten? Was, wenn sich mein Zustand drastisch verschlechtert? Wie soll ich so viel Zeit sinnvoll füllen? Ich muss mich erstmal hinlegen. Sechzehn Tage - eine Ewigkeit!

Es ist Dienstag, halb zwei. Der Arzt ist gerade weg. Es war nur ein kurzer Besuch. Nachdem er sich versichert hat, dass ich noch immer entschlossen bin, die Sache durchzuziehen, ist er mit mir den Ablauf der Freitodbegleitung durchgegangen. Im Prinzip keine große Sache. Schnell, sauber und schmerzlos. Ich bekomme eine Infusion gelegt, welche zunächst Kochsalzlösung enthält um zu prüfen, ob die Nadel richtig sitzt und die Infusion ins Blut geht. Dann wird der Durchlauf abgeklemmt und die Kochsalzlösung gegen ein starkes Narkosemittel ausgetauscht. Anschließend liegt alles allein in meiner Hand. Wortwörtlich. Zum ersten und letzten Mal seit der verfluchten Diagnose Mitte April. Sobald ich den Durchlauf öffne, läuft das Narkosemittel in mein Blut. Nach weniger als einer Minute schlafe ich ein. Nach etwa fünf Minuten bin ich an einer Überdosierung gestorben. Ein leichter Tod. Genau das Richtige für mich.

Der Arzt und die Juristin sind während des Sterbeprozesses zugegen. Sie protokollieren den genauen Ablauf. Der Arzt stellt den Totenschein aus. Die Juristin ruft die Kriminalpolizei. Das ist Vorschrift in Fällen von Selbstmord. Die Kripo untersucht mich, nimmt die Zeugenaussagen entgegen und entscheidet dann, ob sie meinen Leichnam zur Obduktion der Staatsanwaltschaft übergeben oder ob Melli direkt den Bestatter rufen kann. In beiden Fällen werde ich noch am selben Tag abgeholt. Mit oder ohne Umweg über die Staatsanwaltschaft werde ich in den nächsten Tagen eingeäschert, so wie ich es in meiner Bestattungsverfügung festgehalten habe. Anschließend wird meine Asche an einen Bestatter in die Schweiz geschickt, welcher sie auf einer Almwiese untergräbt. Keine Trauerfeier, kein Grabstein, kein Schnickschnack. Aber mit Blick auf Eiger, Mönch und Jungfrau. So hab ich's mir ausgesucht.

Jetzt heißt es abwarten und Tee trinken. Noch fünfzehn lange Tage.



Am Mittwoch kommt ein Brief von der Krankenkasse. Eine weitere lästige Formalität bezüglich der Pflegestufe, auf die man als Krebspatient Anspruch hat und die ich vor Wochen auf Empfehlung des Palliativteams beantragt habe, dachte ich. Aber nein. Stattdessen beweisen die Sachbearbeiter von der Krankenkasse Humor. Bösen, schwarzen Humor, ganz nach meinem Geschmack. Statt einer Bestätigung oder Statusmeldung zur beantragten Pflegestufe schicken sie mir eine Einladung zur Darmkrebsvorsorge. Mit empirischen Daten, die empfehlen, dass es trotz des Aufwands sinnvoll ist, die Vorsorge zu machen. Ich überlege kurz, mich dafür anzumelden. Nur um das Gesicht des Arztes zu sehen.

Countdown

Montag, 29. Juli - noch neun Tage

Ich glaube, ich weiß jetzt, wie ich's mache. Wie ich die schlechte Nachricht an Mutter und Andrea überbringe. Anfangs dachte ich mir, ich sage ihnen kein „Sterbenswort“ und sie erfahren es erst durch Abschiedsbriefe, die sie nach meinem Tod erhalten. Das jedoch hat den Nachteil, dass der Schock einfach zu groß ist. Vor allem für Mutter. Außerdem würden sowohl Mutter als auch Andrea sofort danach Melli mit hysterischen Anrufen belästigen und ihr vielleicht sogar Vorwürfe machen. Andererseits möchte ich Mutter und Andrea auch nicht unnötig früh einweihen. Und nach Möglichkeit möchte ich vermeiden, dass sie mich vorher nochmal besuchen.

Also, hier ist der Plan: ich werde Mutter ein paar Tage vor meinem Sterbetermin anrufen und ihr sagen, dass ich krankgeschrieben bin. Der Grund ist eine Auffälligkeit an der Bauchspeicheldrüse. Könnte was Ernstes sein, aber um Genaueres sagen zu können, muss man ein paar Untersuchungen machen und die Ergebnisse abwarten. So ist sie zwar alarmiert, aber nicht komplett vor den Kopf gestoßen. Andrea hingegen sage ich, dass ich Krebs habe. Allerdings nicht, dass es keine Hoffnung mehr gibt und ich längst einen Termin bei der Sterbehilfe habe. Die Krebsdiagnose soll sie aber für sich behalten und nicht mit Mutter teilen. Auf diese Weise sind beide etwas besser vorbereitet, wenn sie ein paar Tage später meinen Abschiedsbrief erhalten, in dem ich ihnen neben der in schonendste Worte gekleideten Nachricht von meinem Tod erkläre, warum ich nur die halbe Wahrheit erzählt habe. Ist immer noch schockierend genug, aber hoffentlich etwas besser verdaulich. Darüber hinaus bitte ich sie in dem Brief, Melli mit häufigen Anrufen zu verschonen, da sie verständlicherweise schon genug um die Ohren hat.

So sollte es klappen. Dafür muss ich allerdings die Abschiedsbriefe anpassen. Zum ich weiß nicht wie vielen Mal.

Dienstag, 30. Juli - noch acht Tage

Puh - der Krebs lässt grüßen und legt mal wieder eine Schippe drauf. Schmerzen und Übelkeit nehmen zu. Die letzten Tage sollen offenbar kein Spaziergang werden. Ich mogle mich durch den Tag und habe nicht viel zu melden. An Tagen wie diesen ist der Tod willkommene Erlösung.

Auch erstaunt es mich, wie wenig ich mich der Welt und den Menschen verbunden fühle. Weder emotional noch rational. Andererseits, woher soll diese Bindung kommen, wenn ich kaum jemanden kenne, mit dem ich Interessen, Ansichten und Erfahrungen teile? Ganz im Gegenteil: die Einfältigkeit, Gleichgültigkeit und Bequemlichkeit, mit der die allermeisten Menschen sowohl den eigenen Unzulänglichkeiten, als auch dem Zustand und den Problemen der Welt begegnen, die sich Tag für Tag in neuer Dramatik und Absurdität in den Nachrichten wiederholen, und die sie entweder Schulter zuckend hinnehmen oder auf eine Weise ignorieren, dass ich denke, sie leben auf komplett anderen Planeten, ist mir absolut unverständlich und unerträglich. Wie kann es sein, dass die auflagenstärkste Zeitung in Deutschland die Blöd-Zeitung ist? Dass neun von zehn Leuten die Tierquälerei und Klimabilanz ihres Fleischkonsums komplett egal sind? Und zwei von drei rechts oder rechtsextrem



wählen? Woanders auf der Welt sieht's nicht besser aus. Den Menschen geht die Welt am Arsch vorbei, solange der ihre warm und trocken ist. Diese Einfältigkeit, Gleichgültigkeit und Bequemlichkeit begegnen mir auf die eine oder andere Weise auch im engsten Umfeld: bei Melli, meiner Schwester, meiner Mutter, alten Freunden und Bekannten (mit Ausnahme eines alten Freundes aus Barcelona-Zeiten), Nachbarn und Kollegen. Da ist es mit der Verbundenheit so eine Sache.

Mittwoch, 31. Juli - noch sieben Tage

Heute habe ich Umzugskartons besorgt. Die sind für mein wohl letztes Vorhaben, das da lautet: Kleiderschrank ausräumen. Auf den Kartons steht ein Schriftzug: „Jeder Umzug ist ein Anfang.“ Da fragt man sich direkt: „Von wem ist dieses weise Zitat? Aristoteles, Marcus Aurelius oder Hegel?“ Weit gefehlt! Es ist von Toom, dem Baumarkt um die Ecke. In einer Situation wie der meinen muss man so einen Satz erstmal wirken lassen. Ist es wirklich ein Anfang? Und wohin ziehe ich eigentlich um? Transzendente Fragen, über die Hegel vielleicht ganze Bänder verfasst hätte, hätte es damals schon Baumärkte gegeben. Ich als Vertreter der pragmatischen Denkschule der Hobbyphilosophen will diesen Fragen nicht mehr Raum und Wichtigkeit verleihen als sie verdienen und mache es daher kurz: Es ist kein Anfang sondern mein Ende. Und wie alle anderen gehe ich dorthin zurück, wo ich hergekommen bin. Also dorthin, wo ich vor gut fünfundfünfzig Jahren war und wo ich eine ganze Ewigkeit verbracht habe. Knapp vierzehn Milliarden Jahre immerhin. Im Gegensatz zu den meisten anderen Menschen macht es mir nichts aus, nicht zu wissen, wo genau das war. Wen kümmert's? Ich akzeptiere die Ungewissheit und erspare es mir so, aus Angst vor dem Tod an Orte oder Dinge glauben zu müssen wie das Paradies, die Wiedergeburt oder sonstiges Geschwurbel. Gedankliche Kartenhäuser, die unweigerlich in sich zusammenfallen, sobald man sie mit Logik und Vernunft betrachtet. Aber aller Absurdität zum Trotz klammern sich die Menschen daran wie Ertrinkende an ein Stück Treibgut. Die Menschen sind so erbärmlich dumm ...

Donnerstag, 1. August - noch sechs Tage

Geschafft! Mein Kleiderschrank ist endlich leer. Ich habe all meine Klamotten noch mal begutachtet, gefaltet und in Umzugskisten gepackt. Melli soll sie die Tage bei einer karitativen Einrichtung abgeben. Hätte nicht gedacht, dass es am Ende vier große Kartons werden. Einer davon ist allerdings für den Wertstoffhof. Der Rest geht an - tja, an wen genau eigentlich? Es wäre schön, wenn die Sachen, zu denen auch das ein oder andere Lieblingsstück zählt, netten Bedürftigen zugutekämen. Aber gibt es nette Bedürftige überhaupt? Oder existieren sie nur in der Phantasie linker Gutmenschen und Weltverbesserer? Ich denke, es gibt sie schon. Aber sie sind schwer auszumachen. Viel leichter auszumachen dagegen sind die an jedem Bahnhof rumhängenden Penner, rauchenden Taugenichtse und Red Bull schlürfenden Asi-Spacken. Die aber sollen bitteschön nicht in meinen schönen Klamotten rumlaufen. Um kein Risiko einzugehen, schreibe ich am besten auf die Kartons: „Ausschließlich für nette Menschen“.

Freitag, 2. August - noch fünf Tage

Seit gestern bin ich wieder auf Opioiden. Wegen der zunehmenden Schmerzen hat das Palliativteam mich medikamentös upgegradet. Die Morphium-Pillen wirken. Mir geht es besser. Für umsonst gibt es das jedoch nicht. Der Preis sind spontane Brechanfälle und Verstopfung. Aber ich liege nicht mehr den ganzen Tag in irgendwelchen Ecken rum und starre die Decke an. Nicht, dass ich so viel zu tun hätte. Allerdings merke ich, dass es mir in guten Momenten viel schwerer fällt, mir den Suizid auszumalen, als in Momenten, in denen es mir dreckig geht. Hoffen wir also, dass es mir nächsten Mittwoch um halb drei nicht allzu gut geht ...



Samstag, 3. August - noch vier Tage

Zum hundertsten Mal male ich mir aus, wie es ist, wenn es soweit ist. Was sollen meine letzten Worte sein? Auf dem Sterbebett kann man nicht einfach irgendetwas sagen. Es sollte schon was von transzendentaler Bedeutung sein. Ein Satz, der göttliche Weisheit durchschimmern lässt. Oder die Essenz eines ganzen Lebens zusammenfasst. So was in der Art. Dafür habe ich mir schon vor vielen Wochen einen Satz zurechtgelegt. Der Satz meiner Wahl lautet: „Hoffentlich furze ich nicht, wenn ich gleich für immer einschlafe.“ Auf diesen Satz folgt ein Moment der betroffenen Stille, während ich langsam ins Nirwana dämmere. Und anstelle eines letzten dramatischen Atemzuges hört man kurz danach eine sonore, formidable Furztirade. Ende.

Ich höre schon die Kommentare: „Echt jetzt? Das ist mal wieder typisch Guido: total daneben.“ Ja ja, schon gut. Ihr wollt mehr Pathos. Wie wär's mit folgenden Alternativen:

Der Sinn des Lebens ist es, dem Leben einen Sinn zu geben.

Oder:

Nicht den Tod sollte man fürchten, sondern dass man nie begonnen hat zu leben.

Im Kern die gleiche Aussage. Kann ich nur unterschreiben. Welches Leben hat schon einen Sinn? In meinem kann ich keinen entdecken.

Was steht ihr da so blöd rum. Fangt schon mal an zu buddeln!

Ha - das ist schon mehr nach meinem Geschmack.

Insgesamt fand ich das Leben eher geht so, über lange Strecken zu fad, mit viel zu wenig „Prost Leute!“ und viel zu viel Zähneputzen und Spülen. Zwei von fünf Sternen.

Genau.

Wenn ihr mich in guter Erinnerung behalten wollt, löscht meinen Browserverlauf.

Exzellent. Das ist genau mein Niveau. Da kann ich mich mit meinem Satz wundervoll einreihen.

Sonntag, 4. August - noch drei Tage

Alles läuft nach Plan. Ich habe Mutter angerufen und ihr erzählt, die Ärzte hätten festgestellt, dass mit der Bauchspeicheldrüse etwas nicht in Ordnung ist. Das K-Wort (Krebs) haben wir beide vermieden. Meiner Schwester hingegen habe ich erzählt, dass bei mir Krebs diagnostiziert wurde. Und beiden habe ich gesagt, dass man weitere Untersuchungen abwarten muss und ich mich am nächsten Wochenende nochmal melden werde. Bis dahin sollte ihnen der Abschiedsbrief mit der Nachricht von meinem Tod zugegangen sein. Sie werden aus allen Wolken fallen. Aber ich habe sie geschont, solange es möglich war. Mehr konnte ich nicht tun. Ich hoffe, sie verstehen das und wissen es zu schätzen.

Montag, 5. August - noch zwei Tage

Ich dusche ein letztes Mal. Es ist keine schöne Angelegenheit. Mein Körper ekelt mich an. Die Muskeln sind atrophiert, die Haut hängt schlaff und gelb, die Haare sind stumpf, grau und spärlich, die Füße hingegen dick von Wassereinlagerung, aus Atem und Poren düstet ein abstoßender Geruch von Verwesung, der Urin sammelt sich als schwarze Pfütze im Klo, der Port sticht wie eine lepröse Warze unter der Haut hervor. Ich bin abgemagert wie ein Verhungernder, komplett vom Fleisch gefallen, jede Rippe deutlich sichtbar. Lediglich mein Bauch ist aufgebläht und straff, voll mit giftigen Gasen, die bei der Fermentierung des organischen Gewebes durch den Krebs und des Abbaus der Medikamente entstehen. So stehe ich da und seife mich ein. Ein Leben lang habe ich mich fit und in Form gehalten. Mit größter Disziplin habe ich jahrelang meine Fitnessübungen verfolgt. Bis im Mai dieses Jahrs habe



ich dreimal pro Woche einhundert Liegestütze, dreiunddreißig Klimmzüge und haufenweise Situps gemacht. Ich war unzählige Male joggen, obwohl ich selten Lust hatte, nur um mein Gewicht zu halten. Dicke und Fette habe ich verachtet. Raucher auch. Und jetzt das. Am Ende bin ich der Depp.

Dienstag, 6. August - noch ein Tag

Langsam wird's ernst. Was gibt es noch zu erledigen? Mir fällt nichts mehr ein. Stattdessen versuche ich mich auf morgen vorzubereiten und mache in Gedanken eine Pro- und Kontra-Liste für bzw. gegen die Sterbehilfe. Ich beginne mit den Pros: das leidige Leben hat endlich ein Ende. Keine ekelhaften Pillen mehr schlucken und keine widerwärtigen Tropfen mehr nehmen. Ich muss nicht länger zusehen, wie ich dahinsieche. Ich sterbe, so wie ich es mir gewünscht habe: friedlich und ohne Qual. Ich muss nicht länger die absurde Welt und ihre fürchterlichen Menschen ertragen. Und selbst, wenn ich keinen Krebs hätte, müsste ich mich nicht länger den Zwängen einer Existenz beugen, für die ich zwar allein verantwortlich bin, aber die ich mir so nie gewünscht habe: ich wollte nie wirklich Lokführer werden, weniger noch Misanthrop und ein Leben ohne Sinn, Liebe und Leidenschaft führen.

Was haben wir auf der Kontra-Seite? Mit der Krebs-Prämisse fällt mir kein einziges Argument ein, was gegen die Sterbehilfe spricht. Lediglich, wenn ich gesund wäre, würde es um ein paar Dinge sehr schade sein: z.B. könnte ich nie wieder mit einem Glas Wodka-Lemon und einer Tüte Chips vorm Fernseher sitzen, oder besser noch an einem See in lauer Sommernacht. Ich könnte keine Radtour und Bergwanderung mehr machen. Ich könnte nicht meinen Traum verwirklichen von einem Stück Land irgendwo im Grünen, mit einem Häuschen, was ich selbst renoviere, vielleicht zusammen mit Freunden, die ich erst noch finden müsste. Ich hätte keine Chance auf einen Neuanfang für ein Leben mit Sinn, Liebe und Leidenschaft.

Letztendlich ist es so müßig wie banal: ohne Krebs hätte ich noch versuchen können, etwas aus meinem Leben zu machen, mit Krebs hat alles keinen Sinn. Andere würde jetzt vielleicht mit dem eigenen Schicksal hadern. Aber gottesfürchtige und lebensbejahende Optimisten wie ich wissen, dass der Liebe Gott in seiner unendlichen Weisheit nichts aus Willkür macht, und dass immer, wenn sich eine Tür schließt, irgendwo anders eine öffnet, und dass alle Katastrophen lediglich dornige Chancen sind etc. bla bla. Wie dumm müsste ich also sein, wenn mir trotz meines Schicksals nicht die Sonne aus dem Arsch scheinen würde ...

Mittwoch, 7. August, Tag null

Dafür, dass alles, was ich heute tue, definitiv zum letzten Mal ist, ist der Tag erschreckend unspektakulär: Klo. Pillen einwerfen. Tropfen schlucken. Frühstück. Ich packe die tausend Medikamente, die sich über die Monate angesammelt haben, in eine Tüte. Ich brauche sie nicht mehr. Ein befreiendes Gefühl. Längst kann ich den Dreck nicht mehr sehen. Bis gestern habe ich täglich bis zu einhundertfünfundsiebzig Tropfen und acht Pillen genommen, um halbwegs schmerz- und beschwerdefrei durch den Tag zu kommen. Oft aber ging's mir trotzdem zum Kotzen.

Als Sterbebett soll das Sofa im Gästezimmer dienen. Die Vorbereitungen sind schnell getroffen: ich lege lediglich eine Decke, meinen Bluetooth-Kopfhörer und einen Müllbeutel bereit.

Jetzt ist alles vorbereitet. Ich sitze rum und warte. Wie eigentlich schon seit Wochen.

Am Mittag fahren Melli, die sich diese Woche extra freigenommen hat, und ich mit Rad nach Pasing. Dort esse ich meine letzte Henkersmahlzeit: Pommes mit Ketchup und Mayo und eine vegane Currywurst. Näher werde ich dem Glück in diesem Leben nicht mehr kommen.

Um halb drei klingeln die Juristin und der Arzt der Sterbehilfe. Ich begrüße sie und biete ihnen Kaffee und Kuchen an. Sie lehnen dankend ab. Melli deckt trotzdem den Kaffeetisch. Schließlich müssen sie nach meinem Dahinscheiden noch auf die Kripo warten, was schon mal etwas dauern kann. Die Juristin



legt mir zwei Formulare vor, die ich unterschreibe. Darin erkläre ich nochmal meine Absicht zum Freitod und entbinde sie von der Pflicht, lebensrettende Maßnahmen einleiten zu müssen. Ich entkleide mich bis auf die Unterhose und stecke meine Klamotten in den Müllsack. So müssen die Beamten der Kripo mir nicht umständlich die Kleidung aufschneiden, wenn sie mich vor Ort untersuchen. Ich krieche unter die Decke. Der Arzt legt mir die Infusion. Nachdem er sich überzeugt hat, dass die Nadel gut sitzt, tauscht er den Beutel mit der Kochsalzlösung gegen den mit dem Narkosemittel. Das Durchlaufventil am Infusionsschlauch ist zu. Ich setze mir den Kopfhörer auf und suche auf dem Handy das Lied, bei dem ich einschlafen möchte: „Travelling light“ von den Tindersticks. Nach dem ersten Refrain nehme ich den Verschluss in die Hand und drehe ihn auf. Lange bevor das Lied zu Ende ist, schlafe ich friedlich ein. Wunderbar.

Das war´s. Nach genau einhundertelf Tagen verlasse ich still und leise den elenden, gottverfluchten Club der Totgeweihten.



Letzte Notiz

Guido, sag mal, hat sich das wirklich alles so zugetragen? - Ja, hat es. Ich war dabei. Lediglich beim letzten Tag bin ich mir nicht so sicher. Den konnte ich aus „terminlichen Gründen“ nicht nacherzählen, sondern musste ihn vorschreiben. Habe ich im letzten Moment gekniffen? Kann nicht sein. Sonst wären die Abschiedsbriefe nicht rausgegangen und ihr würdet das hier nicht lesen. Aber bin ich dem Ende wirklich so entspannt und lässig entgegengetreten? Wer weiß. Sicherlich habe ich mir den Satz, den ich fürs Sterbebett vorbereitet habe, verkniffen. Totsicher ist hingegen, dass ich den Tagen und Wochen des Leids und Elends nicht hinterhergeweint habe.

Statt schwülstiger letzter Worte, die mir eh nicht einfallen wollen, würde ich gerne folgende Zeilen aus dem Lied „Der letzte Song“ von Kummer und Fred Rabe zitieren. Nichts wirklich Tiefschürfendes. Aber absolut passend. Sowohl zu meinem persönlichen Schicksal, als auch zum Zustand der Welt, so wie ich sie verlasse. Die bringen es schön auf den Punkt. Gibt's auf auf YouTube.

*„Ich würd dir gerne deine Angst nehmen, alles halb so schlimm,
einfach sagen, diese Dinge haben irgendeinen Sinn.*

*Doch meine Texte taugten nie für Parolen an den Wänden,
kein Trost spenden in trostlosen Momenten.*

*Im Gegenteil, fast jede meiner Zeilen
handelt von negativen Seiten oder dem Dagegensein.*

[...]

*Ich wäre gerne voller Zuversicht,
jemand, der voll Hoffnung in die Zukunft blickt.*

*Der es schafft, all das einfach zu ertragen -
ich würde dir eigentlich gern sagen:*

Alles wird gut.

*Die Menschen sind schlecht und die Welt ist am Arsch,
aber alles wird gut.*

*Das System ist defekt, die Gesellschaft versagt,
aber alles wird gut.*

*Dein Leben liegt in Scherben und das Haus steht in Flammen,
aber alles wird gut.*

*Fühlt sich nicht danach an,
aber alles wird gut.“*

Ich lasse euch jetzt allein. Nach mir die Sintflut. Da mach' ich mir keine Illusionen. Gott sei Dank muss ich das nicht miterleben.

Guido

PS: Es gibt ein Abschiedsvideo von mir! Allerdings ist es kein Abschied aus aktuellem Anlass, sondern anlässlich meiner Kündigung bei Check24 Ende 2016. Aber was soll's? Ich hab's auf Youtube gestellt. Man findet es unter „Fühl auch du dich Check24“. Wer also noch mal den guten alten Guido sehen möchte - gesund und quietschfidel - da ist er!